

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 M. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Der heutigen Nummer liegt für unsere auswärtigen Abonnenten die Nummer 18 des „Illustrirten Sonntagsblatt“ bei.

Herr Ferry.

Die Waffen der Chinesen reichen weiter, als nur bis zu den ihnen gegenüberstehenden französischen Truppen. Der erste Schlag, der die letzteren traf, erstreckte sich in seinen Wirkungen bis nach Paris und hat zunächst Herrn Ferry getroffen, der auch sofort gestürzt ist. Ueberraschen konnte diese Wirkung des Sieges der Chinesen Niemanden, der sich über die Situation klar war. Herr Ferry hatte den Krieg mit China begonnen, ohne das französische Volk oder dessen Vertretung irgendwie darüber zu befragen; der Staatsmann, der an der Spitze die Interessen des Hauses Rothschild vertrat und dessen Unternehmungen parallel liefen mit dem Rothschild'scher Papiere, mußte wie ein Diktator, wie ein Bonaparte handeln, um die Waffen und die Kasse der Republik für gewisse Privatinteressen in Anspruch zu nehmen. Herr Ferry sah damit seine Stellung als leitender Staatsmann auf eine Karte; er konnte nur gewinnen, wenn der so brutal, so abenteuerlich und so gewissenlos unternommene Krieg mit Glück durchgeführt wurde. Anfangs schien es auch, als sollte das dem Herrn Ferry gelingen, allein nunmehr hat sich das Blatt gewendet. Es kam, was kommen mußte; 400 Millionen Chinesen lassen sich heute von 10,000 Franzosen nicht mehr ins Bodenhorn jagen. Wenn die Chinesen den Europäern gegenüber ebenso im Nachtheil wären, wie die Azteken in Mexiko, als Ferdinand Cortez bei ihnen einbrach, so könnte man bei ihnen auf dauernde Erfolge hoffen. Allein die Chinesen haben Krieg führen gelernt, sie sind europäisch bewaffnet, können mit geradezu unabsehbaren Massen in den Kampf rücken und zeigen eine erstaunliche Tapferkeit und Todesverachtung. Heute würde der Zug nach Peking den Franzosen nicht so leicht werden, wie einst dem Grafen Valilio, und wenn die Pariser Presse immer von dem Marsch auf die chinesische Hauptstadt träumt, so irrt sie sich. Die Franzosen werden recht froh sein, wenn sie von den Massen der Chinesen nicht erdrückt werden.

Ein Sturm des Unwillens brauste durch Frankreich bei der Nachricht von der Niederlage und Verwundung des Generals Negrier. Man kann bei dieser Gelegenheit sehen, wie leichtfertig die Franzosen im Allgemeinen sind und wie der Erfolg des Augenblicks bei ihnen so ziemlich Alles ausmacht. Man verdammt nunmehr den chinesischen Krieg in allen Tonarten; warum hat man dies nicht gleich gethan, als Herr Ferry das Land in die gefährliche Verwickelung stürzte wollte? Man hoffte auf Siege, auf

Beute, auf Geld und auf Trophäen wie auf die Erwerbung neuer Besitzungen und ließ Herrn Ferry gewähren; man tabelt auch nicht die Generale, die so leichtsinnig waren, mit einer Handvoll Leute ein so ungeheures Reich anzugreifen — alle Schläge fallen nunmehr auf Herrn Ferry, der unter einem Entrüstungsturme von der Bühne verschwindet.

Verdient hat er dies Schicksal allerdings, denn wodurch unterscheidet sich seine Regierung von derjenigen der Bonapartes? Doch nur durch den Namen, im Uebrigen ist's so ziemlich dieselbe Sache; dieselbe Annahme, dieselbe Brutalität gegen die Oppositionsparteien, derselbe Leichtsinns beim Spiel mit Gut und Blut des Landes, dieselbe Impotenz gegenüber den wirtschaftlichen Fragen. Man sieht, diese republikanische Bourgeoisie macht den Staat in der That zu ihrem Nachwächter, wo sie ihn in die Hände belohnt; er ist nur noch ein ihren speziellen Interessen dienlicher mechanischer Apparat und es fehlen alle höheren Gesichtspunkte, alle Begeisterung, alles Verständnis für das Gemeinwohl.

Man kann es nicht als ein Unglück für Frankreich bezeichnen, daß Herr Ferry endlich abtritt; man kann nur bedauern, daß diese Regierung der Mittelmäßigkeit nicht früher ein Ende genommen hat. Aber werden die Franzosen auch die Lehren beherzigen, die sich aus diesem jähen Ende der Ferry'schen Herrlichkeit ergeben? Werden sie einsehen, daß die Politik nicht ausschließlich eine Sache des Erfolges, sondern auch eine Sache der Prinzipien ist? Wir erwarten in dieser Beziehung nicht viel. Könnte Herr Ferry ein paar Duzend eroberten chinesischen Fahnen aufweisen, statt einer Niederlage, man würde ihn wieder jubeln, trotzdem heute Jedermann von vornherein gemüht haben will, daß es abenteuerlich und leichtsinnig gewesen sei, mit den Chinesen anzubinden.

Was hinterläßt nun Herr Ferry? Zerüttete Finanzen und mit dem chinesischen Krieg die Nothwendigkeit, sie noch mehr zu zerrütten. Die so oft versprochenen republikanischen Steuererleichterungen sind ausgeblieben. Von sozialen Reformen, die man doch von einem demokratischen Staate am ehesten erwarten sollte, keine Spur; dagegen Nothlage und Verweisung unter den Arbeitern, Arbeitslosigkeit und Geschäftstillstand und Rathlosigkeit. Wahrlich, außer dem Hause Rothschild hat Niemand Ursache, dem Herrn Ferry dankbar zu sein, denn dies Haus muß die Kosten des chinesischen Krieges vorstrecken und bekommt sie beim Sieg von dem chinesischen, bei der Niederlage von dem französischen Volke mit schweren Zinsen zurückgezahlt.

Das Haus Rothschild profitirt also in jedem Fall — und Frankreich? Nun, die Republik wird sich betrübt in

die von Herrn Ferry leer gemachten Taschen greifen und weiter — pumpen müssen.

Politische Uebersicht.

In Bielefeld herrscht nunmehr wieder vollständige Ruhe. Von sämtlichen Verhafteten ist nur noch einer im Gefängnis, alle anderen, etwa 30, sind bereits entlassen. Ueber den ursprünglichen Streitpunkt in dem Bielefelder Streik, der zu so schweren Exzessen geführt hat, urtheilen, ist nur bei genauester Kenntniß aller einschlagenden Verhältnisse möglich, und deshalb mischen wir uns — so schreibt die „Germania“ — schon der örtlichen Entfernung wegen da nicht ein. Ein Punkt aber, welcher in den Berichten mehrerer Blätter bestimmt behauptet wird und der auch bei manchen anderen Streiks den Hauptstein des Anstoßes gebildet hat, legt uns einige Bemerkungen nahe. Die Arbeiter in Bielefeld wählten eine Kommission von drei Mitgliedern, die mit der Firma über den Streitgegenstand verhandeln sollte. Diese drei wurden sofort entlassen, und da erfolgte der Streik. Und während weiter verhandelt wurde, schickte Alles an dem Gegenseite, daß die Arbeiter in erster Linie Wiederaufnahme der drei Entlassenen in die Fabrik forderten, während die Firma dieses rundweg abschlug. Das ist, wie gesagt, ein ganz gewöhnliches Vorkommniß bei Streiks, durch welches die Gegenseite bedeutend geschärft und oft unheilbar werden. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß es für die Arbeiter eine Ehrensache ist, sich mit den Genossen, welche vorzugsweise die gemeinsame Sache geführt haben, solidarisch zu erklären. So erhält der Streik in seiner Fortsetzung eine ideale Grundlage. Es wäre daher gewiß an der Zeit, wenn die Arbeiter in diesen Punkten vorsichtiger und rücksichtsvoller wären. Daß Arbeiter, welche sonst nicht organisiert sind, zur Vertretung einer Beschwerde und zur Führung einer Verhandlung eine Kommission aus ihrer Mitte wählen, ist doch durchaus natürlich. Und ebenso, daß sie dazu diejenigen Genossen erklären, welche ihre Sache am besten zu führen verstehen, welche dadurch aber gerade dem Arbeitgeber am leichtesten als Verführer oder Häufelsführer erscheinen. Das wird ja auch manchmal der Fall sein, aber andererseits soll man doch auch nicht den eben geschilderten natürlichen Gang der Dinge zu schnell verlernen und ferner die Thatsache nicht vergessen, daß das moderne Arbeitsverhältnis ein — freier Vertrag ist. — Im Wesentlichen können wir den Ansichten der „Germania“ zustimmen. Daß die Arbeitgeber nicht mit den von Arbeitern gewählten Kommissionen verhandeln wollen, ist ein Schachzug, der in der Regel nur darauf berechnet ist, einen Keil in die Einigkeit der Streikenden zu treiben, und die intelligenteren Arbeiter davon abzuhalten, daß sie sich in Zukunft zu einem solchen Amte wählen lassen. Um so mehr haben die Arbeiter die Pflicht, für die ihr Vertrauen habenden Kommissionsmitglieder einzutreten; ein stichhaltiger Grund für die Arbeitgeber, nicht mit den Gewählten zu verhandeln, liegt fast nie vor, denn die Ehre eines Fabrikanten ist um kein Gramm schwerer, wie die der Arbeiter.

Feuilleton.

Im Eckfenster.

Roman von Friedrich Gerstäcker.
(Fortsetzung.)

„Republikanische Regierung,“ murmelte der Freiherr halbblau und mit dem Kopfe schüttelnd vor sich hin; „das kommt mir gerade so vor, als ob ich sagen wollte: monarchische Anarchie, geschlicher Aufruhr, wohlwollender Mord oder etwas Dera.tiges — republikanische Regierung, oder Jeder thun und lassen kann, was er will — es ist rein lächerlich. Sage einmal, Hans, es müssen doch da ganz trostlose Zustände sein, und ich kann mir die Sache noch eigentlich gar nicht recht denken — eine Anarchie in Permanenz erklärt, eine ununterbrochene Revolution ohne Strafen für Meuterer oder Belohnungen für dem Throne anhangende Getreue. Es ist ganz undenkbar, daß so etwas nur auf die Länge der Zeit bestehen könnte, und trotzdem scheinen sich die Leute darin so wohl zu fühlen wie ein Häring im Salzwasser.“

Hans lachte. „Ihr denkt Euch die Sache hier viel gefährlicher, als sie wirklich ist, wenn ich auch nicht leugnen will, daß sie es mit ihren ewigen Revolutionen manchmal ein wenig bunt treiben. Sie behelfen sich aber doch ganz leiblich ohne Fürsten und werden besonders nie durch zu tiefenhafte Pensionen, die hier einen Staat erdrücken und aushungern können, behelligt. Wer dort am Ruder oder in einem Amte ist, drückt sich heraus, was er kann, und so schnell als möglich, und damit basta, und wer nach ihm kommt, mag eben dasselbe thun.“

„Schöne Zustände,“ nickte der Vater, „und was für Betrügereien solcher Art finden in Amerika statt!“

„Die Ansichten von Ehrlichkeit sind dort eben andere als bei uns,“ sagte der Sohn achselzuckend; „ein reich gewordener Betrüger kann der Gefeierter der Gesellschaft werden, ein ruinirter wird verachtet, bis er es wieder zu etwas bringt.“

„Das ist ja aber schauererregend!“ rief der Freiherr aus.

„Und eigentlich das Nämliche bei uns,“ meinte Hans; „denn ich bin fest überzeugt, daß es hier eben so viel vornehmes Paß giebt wie wo anders, die Gelegenheit wird hier den Einzelnen nur nicht so rasch geboten, ihre Lage zu verbessern, wie dort drüben. Menschennatur bleibt aber doch gewiß überall dieselbe.“

„Das muß ich sagen,“ bemerkte der Vater langsam vor sich hin nickend, „Du hast saubere Ansichten mit aus Deinem Amerika hier herüber und in unsere geordneten Verhältnisse gebracht. Die werden wir wahrscheinlich einer gründlichen Revision unterwerfen müssen, um der eigentlichen Kontrebande auf die Spur zu kommen.“

Franziska hatte kurz vorher das Zimmer verlassen, um die nötigen Anordnungen für die Einrichtung von Hans' alter Stube zu treffen, damit diese wieder wohnlich gemacht wurde, jetzt kehrte sie zurück.

„Ja, ja, mein Sohn,“ sagte auch die Mutter, „ich fürchte fast, daß Du aus unseren wirklich gestitteten Zuständen ein wenig herausgewachsen bist.“

„Reinst Du, Mama?“

„Es wird viel Mühe kosten, Dich da wieder hinein zu passen.“

„Aber, beste Mutter!“ rief Hans, „das freie, prächtige Leben da draußen, diese völlige Ungebundenheit hat doch auch wieder viel Angenehmes, und ich gestehe Dir aufrichtig, mir graust es ordentlich vor diesen eben erwähnten und fast ein wenig zu sehr geordneten Zuständen. Hier in Deutschland hat Jeder sein bestimmtes Geschäft von unten an und an der ganzen Wand hinauf. Es ist wie ein großer Bücherschrank mit Abtheilungen, und darin liegt er und knurrt Jeden an, der ihm zu nahe kommt. Er muß auch dabei sein Bestimmtes auf einen bestimmten Tag gebracht bekommen, und verkehrt es allein, die reine Stallfütterung, und ich bin jetzt so an freie Weide gewöhnt.“

„Welch entsetzlicher Vergleich!“ rief die Mutter wirklich schauernd aus.

Hans hatte sich im Zimmer umgesehen, es war fast, als ob er etwas suchte.

„Was ich Euch fragen wollte,“ sagte er dann, „wie

geht es denn dem kleinen Rätchen, und wo ist sie? Sonst frühstückte sie doch immer mit. Sie ist doch nicht gestorben?“

„Rein,“ sagte die Mutter, aber die Frage schien ihr nicht angenehm, „damals war Rätchen aber noch ein kleines Kind und gewissermaßen bei uns aufgewachsen.“

„Gewissermaßen?“ fragte Hans erstaunt, „wir waren ja doch wie Geschwister, und Franzchen und Rätchen erhielten ihren Unterricht gemeinschaftlich!“

„Allerdings,“ erwiderte Frau von Stolberg, aber noch immer zurückhaltend, „Rätchen war auch ein liebes, gutes Kind, bis — einige Mißbilligkeiten eintraten, die — die uns zwangen, uns von ihr zu trennen.“

Hans sah den Vater an, aber er bemerkte, daß dessen Brust ein Seufzer hob. Der Kammerherr schaute sehr ernst und wie es ihm vorkam, niedergeschlagen vor sich hin. Es mußte da etwas vorgefallen sein, was die Eltern nur ungern berühren, und war er auch entschlossen, das heraus zu bekommen, so mochte er doch nicht gleich jetzt in der ersten Stunde ihres Beisammenseins, zu einer Erklärung drängen, die ihm nicht gern und freiwillig geboten wurde. Nur seine Gedanken weilten noch bei der kleinen Spielgefährtin.

„Wie alt war Rätchen doch damals, als ich fortging?“ sagte er, halb dabei wie zu sich selber redend. „Nicht wahr, so alt wie Franzchen?“

„Allerdings, die Kinder waren nur drei Monate auseinander,“ nickte die Mutter.

„Und wie lange ist sie nachher noch bei Euch geblieben?“

„Sie hat uns erst vor etwa acht Monaten verlassen.“

„Lieber Gott,“ sagte Hans, „da wird es ihr wohl recht schwer geworden sein, von hier zu gehen und ihr Brot unter fremden Leuten zu verdienen; armes Rätchen!“

„Lieber Hans,“ sagte die Mutter mit einem gewissen Selbstbewußtsein, „derartige Leute haben nicht das feine Gefühl von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, wie wir es oft — wenn wir nach uns selber schließen — empfinden. Außerdem hat Rätchen aber eine so ausgezeichnete Erziehung genossen

Der Schlußsatz des Artikels der „Germania“, daß das moderne Arbeitsverhältnis ein „freier Vertrag“ sei, ist nur in geringem Maße zureichend. Der äußerlichen Form nach ist der freie Vertrag freilich vorhanden; in Wirklichkeit weiß aber jeder Arbeiter, welchen Werth für ihn dieses freie Verhältniß hat.

Zur Immunität der Reichstagsabgeordneten. Der Artikel 31 der Reichsverfassung bestimmt ausdrücklich, daß gegen Reichstagsabgeordnete während der Dauer der Session ein Strafverfahren nur mit Zustimmung des Reichstages eingeleitet werden darf. Obgleich eine solche weder eingeholt, geschweige denn erteilt worden ist, hat der Abg. Bierck in München vor Kurzem vom Untersuchungsrichter eine Vorladung erhalten, um sich wegen eines Vergehens gegen das Sozialistengesetz zu verantworten. Die sozialistische Fraktion beschloß, von Stellung eines Antrages wegen Einstellung dieses Vergehens Abstand zu nehmen, vielmehr abzuwarten, ob der Untersuchungsrichter den von Herrn Bierck eingelegten Protest respektiren oder aber die angeordneten Zwangsmaßnahmen gegen Bierck zur Ausführung bringen wird. Es wäre dies eine neue Auflage der Kieler Verhaftungsaffäre vom April 1888, die bekanntlich den Reichstag demnächst wieder beschäftigen wird.

Ein Nachspiel zu einer Reichstagsrede. In der Reichstagsitzung vom 28. Januar d. J. gelegentlich der Beratung der Denkschrift betreffend Anordnungen auf Grund des § 28 des Sozialistengesetzes (kleiner Belagerungszustand in Berlin, Hamburg-Altona und Leipzig) erhob der Abgeordnete für Altona, Herr Frohme, gegen den Kriminalkommissar Engel und andere Polizeibeamte dazselbst die Beschuldigung: „Amtsmißbrauch der unerhörtesten Art begangen zu haben. Frohme bemerkte dazu: es habe sich bis heute natürlich noch kein Staatsanwalt gefunden, der diesen Amtsmißbrauch geahndet hätte. In parlamentarischen Kreisen verstand man diese Bemerkung selbstverständlich nicht so, daß die Altonaer Staatsanwaltschaft ihre Pflicht vernachlässige, sondern im Sinne des Redners ganz richtig dahin, daß bislang keiner von den Amtsmißbräuchen Betroffenen die Anzeige gemacht habe, aus Furcht vor weiteren Ungerechtigkeiten. Immerhin konnte es nicht bestreiten, daß der Erste Staatsanwalt beim Königl. Landgericht Altona unter direkter Bezugnahme auf diese Bemerkung dem Abgeordneten Frohme erklärte, daß er zur Verfolgung der behaupteten strafbaren Handlungen zulässig sei und ihn zugleich um Mittheilung der betreffenden Thatsachen und des Beweismaterials ersuchte. Diefem Erlauche hat Frohme jetzt entsprochen. Seine Mittheilungen erstrecken sich über eine große Anzahl von Fällen, darunter solche, die geradezu ungläublich scheinen und an russische Polizeiverhältnisse gemahnen. — Jedenfalls darf man auf den Ausgang der Sache gespannt sein.

Gegen den wegen Hochverraths in Mainz verhafteten Journalisten Körtger soll die Voruntersuchung Thatsachen ergeben haben, auf Grund deren die Anklage auf § 92 des Strafgesetzbuches erhoben werden wird. Dieser Paragraph lautet: § 92. Wer vorsätzlich 1) Staatsgeheimnisse oder Festungspäne oder solche Urkunden, Aktenstücke oder Nachrichen, von denen er weiß, daß ihre Geheimhaltung einer anderen Regierung gegenüber für das Wohl des deutschen Reiches oder eines Bundesstaates erforderlich ist, dieser Regierung mittheilt oder öffentlich bekannt macht; 2) zur Befähigung der Rechte des deutschen Reiches oder eines Bundesstaates im Verhältnis zu einer anderen Regierung die über solche Rechte sprechenden Urkunden und Beweismittel vernichtet, verfälscht oder unterdrückt, oder 3) ein ihm von Seiten des deutschen Reiches oder von einem Bundesstaate aufgetragenes Staatsgeschäft mit einer anderen Regierung zum Nachtheil dessen führt, der ihm den Auftrag erteilt hat, wird mit Hochverrath nicht unter zwei Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Festungshaft nicht unter sechs Monaten ein. — Das Reichsgericht hat den Landgerichtsrath Dr. Dirschfeld in Berlin zum Untersuchungsrichter in der ganzen Sache ernannt. Gegenüber den Meldungen verschiedener auswärtiger, namentlich Wiener Blätter, als ob die Verhaftung des österreichischen Generalstabs-Hauptmanns Portier in ursächlichem Zusammenhang mit der Verhaftung Körtger's, der vor längerem Jahren gleichfalls österreichischer Generalstabs-Offizier war, stehe, erklärt sich die „Frankfurter Zeitung“ auf Grund zuverlässiger Informationen in der Lage, alle diese Mittheilungen als jeder thatsächlichen Unterlage entbehrende Kombinationen zu bezeichnen.

Afrikanisches. Mit Bezug auf den Verlauf der Konferenz, welche das zur Erweiterung der vorderindischen Besitzungen zusammengetretene Komitee abgehalten hat, wird der „National-Zeitung“ von gut unterrichteter Seite mitgetheilt, daß aus sachlichen und rechtlichen Gründen als die beste Form, in welche das Unternehmen gebracht werden könne, die Gründung einer Aktiengesellschaft, und zwar einer Erwerbsgesellschaft auf Aktien, von den beteiligten Kapitalisten ursprünglich ins Auge gefaßt ward. Wenn gleich nun aber die Teilnehmer ihrer Verträge à fonds perdu gezeichnet hatten und Niemand von ihnen darauf in absehbarer Zeit einen Gewinn erwartete, so war dennoch Niemand geneigt, in den Vorstand oder in den Auf-

sichtsrath der zu bildenden Aktiengesellschaft einzutreten und damit die Verantwortlichkeit zu übernehmen, welche das neue Aktiengesetz diesen Organen einer Gesellschaft auferlegt hat. Um den Leitern des Unternehmens die erforderliche freie Bewegung zu ermöglichen, wurde später vorgeschlagen, Anttheilscheine auf Höhe der Zeichnungssummen auszugeben. Gegen diesen Plan wurden aber, namentlich auch von hinzugezogenen Juristen, so viele Bedenken erhoben, daß man sich gezwungen sah, ihn fallen zu lassen. Der bereits erdachte neueste Beschluß, nach welchem mit der königlichen Staatsregierung über das anzunehmende Statut verhandelt werden soll, hat wesentlich auch den Zweck, für die zu gründende Gesellschaft eine Form zu finden, welche einerseits die Teilnehmer von einer vermögensrechtlichen Haftung über ihre Beiträge hinaus entbindet und andererseits der Leitung die erforderliche Freiheit der Bewegung sichert. — Die Herren wollen mit Gründen helfen, aber nicht die Verantwortung für ihr eigenes Werk übernehmen. Sie suchen deshalb, da das Aktiengesetz verantwortliche Personen verlangt, eine Lücke, welche ihnen das Durchschlüpfen gestattet. Dieses Versteckspielen zeugt gerade nicht von großem Vertrauen auf die zukünftige Rentabilität von Angra Pequena.

Italien.

Die republikanische Propaganda scheint in Italien unter der Bevölkerung zum Schrecken der Regierung großen Anklang zu finden. Wie die Zeitungen melden, wurden in Rom ein Buchdrucker-Arbeiter und einer der Führer der massinistischen republikanischen Partei, Namens Felix Albani, verhaftet. Gleichzeitig wurde das Material einer geheimen Buchdruckerlei, sowie 2500 Proklamationen mit der Aufschrift „Allgemeine republikanische Alliance“, welche den in ganz Italien namentlich in der Armee verbreiteten gleichen, mit Beschlag belegt. Bei einer Hausdurchsuchung bei Albani wurden ferner Dokumente und Korrespondenzen beschlagnahmt, welche, wie berichtet wird, kompromittirender Natur sein sollen. Die Nachforschungen werden fortgesetzt.

Franzreich.

Zum Transport von 5000 Mann nach Tongking sind neun Schiffe gemietet worden, die Einschiffung derselben soll bis zum 12. d. M. vollendet sein. — Ein Telegramm des Generals Briere de l'Isle aus Hanoi vom 30. d. M. Witternacht sagt: Auf Thannoi erfolgte heute keinerlei Angriff seitens der Chinesen, bei Donglong kamen Nachmittags 4 Uhr die chinesischen Vorposten in Sicht. Wir halten die Straße und den Hügel von Deoquan stark besetzt. — Die „Agence Havas“ meldet in einem Telegramm aus Hanoi vom 1. April früh 7 Uhr: Die Lage ist fortgesetzt eine ernste und schwierige, von Europäern geführte chinesische Truppen, die stärker sind, als man bisher angenommen hatte, suchen die französische Küstungslinie abzuschneiden. Der Hof von Hue (Tongking) scheint den Vorgängen nicht fremd zu sein. General Negrier ist in Hue angekommen, sein Zustand ist ein befriedigender.

Freycinet theilte dem Präsidenten Grevy mit, daß er nunmehr die Bildung des Kabinetts offiziell übernehme. Er hofft dasselbe bald der Kammer vorzustellen. Clemenceau's Einfluß hat vorgezogen. Weder ein Mitglied des ehemaligen Kabinetts, noch ein Mitglied des engeren Gambettistenringes soll ein Portfeuille erhalten. Der Hauptstreit galt dem Ministerium des Innern wegen dessen Wichtigkeit für jede Partei während der Wahlen. Um demselben ein Ende zu machen, entschloß sich Freycinet das Portfeuille selbst zu übernehmen. Das auswärtige hat er dem Vorkämpfer Baron Courcel angeboten, der telegraphisch annahm. Seine Ernennung wäre von guter Bedeutung für die französisch-deutschen Beziehungen. Die Gambettisten verdrängen ihren Unmuth nicht. Das Gambettistische Journal „Paris“ beginnt schon gegen Freycinet zu plänkeln.

In der Kammeritzung beantragte Leprovost de Launay ein Gesetz, welches den abgehenden Ministern verbietet, in letzter Stunde Orden auszutheilen. Man mußte, sagte er zur Begründung, dem schmachvollen Treiben der gestürzten Minister Einhalt thun, die ihren letzten Tag im Amte zur Dekorierung aller ihrer Freunde mißbrauchten. Der Gesetzentwurf wurde fast einstimmig ohne Debatte angenommen. Die äußerste Linke suchte sich der Kammerverletzung während der Oitern zu widersetzen. Depêche aus Tongking meldet, daß die Chinesen ihren Sieg verständig ausnützen. — Diesen Abend (1. April) 7 Uhr hielten die Redakteure einer Anzahl radikaler Blätter im Café de la Presse eine Versammlung, um eine Adresse an die Kammer zu unterzeichnen, welche den Frieden mit China und die Heimführung der Soldaten und der Flotte befürwortet. Die Deputirten Lacroix, Toni Revillon, Clovis Hugues und Ripet werden dieser Journalistenversammlung anwohnen. Die Adresse soll in ganz Frankreich verbreitet werden, um auch von den Anhängern im Lande unterzeichnet zu werden.

Paris, Mittwoch, 1. April, Abends. Ferry erhielt heute Vormittag eine Depesche, welche ihm mederte, daß China die ihm gemachten Friedensvorschläge annehme und daß nur noch Schwierigkeiten bezüglich des Datums beständen, wann die chinesischen Truppen die von

ihnen eingenommenen Stellungen zu räumen hätten. Die Depesche datirt nach der Affaire von Langsong. Ferry theilte die Depesche sofort dem Präsidenten Jules Grevy mit.

In Paris herrscht die Befürchtung, daß es in Folge der allgemeinen Erregung zu einem Putsch kommen könnte. Ganz besondere Vorsichtsmaßregeln sind getroffen, ein Theil der Garnison ist konstant und Nachts durchgehenden Patrouillen Infanterie und Kavallerie die Stadt. Ein für Mittwoch Abend angelegtes Meeting der brodlosen Arbeiter am Opéra-Platz will die Polizei mittelst der erst kürzlich auf demselben Plage bewährten Maßregeln verhindern.

Paris, 1. April, 9 Uhr Abends. Eine große Menge Neugieriger war auf dem Opéra-Platz, jedoch wenig oder gar keine Arbeiter. Augenscheinlich fadet starker Tumult statt vor dem Café de la Paix, eine Schlägerei, wobei Spiegelscheiben zerbrochen wurden. Die Polizei ist bis jetzt unthätig, bezieht aber einzuschreiten, da in der Oper-Vorstellung kein soll und das Haus bereits erleuchtet ist. Der Zugang müßte aber vorher erst durch die Polizei geräumt werden, eben erscheint Kavallerie, um die Menge auseinanderzutreiben. — An der Abendbörse starke Haufe in Folge eines Gerüchtes über einen wahrscheinlichen Friedensabschluß mit China.

Die Hochposten nehmen kein Ende. Nach einem Telegramm herrscht auch in Cochinchina, welches unter französischer Herrschaft steht, große Gährung, die dortigen Garnisonen erwarten die Abwendung von Verstärkungen. — In Tongking herrscht entsetzliche Hitze; die Cholera ist wieder ausgebrochen und rafft viele Soldaten hinweg. Die französische Flotte in den chinesischen Gewässern soll sich ebenfalls in einer heiklen Situation befinden.

Die Suezkanalkommission hat in einer gestern Vormittag abgehaltenen Sitzung beschlossen, eine Subkommission, bestehend aus allen technischen Mitgliedern, zu bilden. Letztere hat sich sofort konstituiert. Zum Präsidenten der Kommission, welche am Dienstag mit der Prüfung der vorliegenden Anträge beginnen wird, ist Barriere gewählt worden.

Dänemark.

Nach einem Telegramm aus Kopenhagen erließ der König Christian IX. gemäß dem Artikel 25 des Grundgesetzes ein provisorisches Finanzgesetz und ermächtigte die Regierung, alle zur zweckmäßigen Führung der Staatsverwaltung erforderlichen Ausgaben vorzunehmen, das im Reichstage eingebrachte Budget jedoch nicht zu überschreiten.

Großbritannien.

Gegenwärtig wird von Seiten Englands sowohl als auch Rußlands die Friedensschance gelassen, ob aber die süßen Töne lange vorhalten werden, das ist freilich sehr fraglich. Die der englischen Regierung nahe stehende „Ball-Rail Gazette“ hat Grund zu glauben, daß die Antwort der russischen Regierung auf die englischen Vorschläge vom 14. v. M. sehr zufriedenstellend sei. Rußland akzeptire die von England vorgeschlagene Zone als Zone für das streitige Gebiet. Die noch der Diskussion unterliegenden Punkte seien mehr unbedeutender Natur.

Amerika.

Das Dekret des Präsidenten Barrios von Guatemala, durch welches derselbe aus eigener Machtvollkommenheit eine „Central-Amerikanische Republik“ proklamirt, hat, amerikanischen Blättern zufolge, folgenden Wortlaut: „Nach reiflicher Ueberlegung habe ich mich entschlossen, mich zum Chef der Republik Guatemala und der Central-Amerikanischen Republik zu proklamiren, den Titel „Oberster Kriegsherr“ von Central-Amerika anzunehmen und als solcher das absolute Kommando zu übernehmen. Wer sich gegen die Union erklärt, wird als Verräther an der großen nationalen Sache betrachtet und als solcher betrachtet werden. Ich verlange, daß alle Beamte, Offiziere und Soldaten von Central-Amerika sich mir anschließen und sichere denselben Beförderung, Dekoration und prompte Bezahlung zu. Alle Verhandlungen über Territorien, internationale Verträge, Anleihen und andere Verbindlichkeiten seitens der anderen central-amerikanischen Staaten sind aufgehoben.“ — Das Dekret wurde am 6. v. M. den central-amerikanischen Republiken mitgetheilt und tief, wie bereits berichtet worden ist, die größte Entrüstung hervor. Am 14. v. M. ermächtigte der Kongreß von San Salvador die Regierung dieses Staates, alle Anstalten zur Verteidigung des Landes zu treffen; die beiden Staaten Nicaragua und Costa Rica folgten diesem Beispiele und rüsteten ebenfalls zum Kriege. Nur Honduras stellte sich sofort auf Seite des Präsidenten Barrios. Nach einem bereits erwähnten Telegramm des Präsidenten von Nicaragua ist Barrios am Montag in San Salvador eingetroffen. Der Präsident von Nicaragua sagt in seinem Telegramm, er marichire mit den vereinigten Streitkräften der Republiken von Nicaragua und Costa Rica nach Honduras, um die Truppen von Honduras an einer Vereinigung mit dem Präsidenten Barrios zu hindern. Die mißbilligende Haltung, welche Mexiko und die Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber dem ehrsüchtigen Streben des Präsidenten von Guatemala einnehmen, hat diesen somit nicht vor einem Kriege zurückschrecken lassen; von den Vereinigten

und so viel gelernt, daß ihre Zukunft in jeder Hinsicht gesichert ist.“

„Und wo hält sie sich jetzt auf?“

„Ich weiß es nicht; es war die Rede davon, daß sie mit einer russischen Familie, die einige Wochen hier verweilt, nach Italien als Gesellschaftlerin gegangen wäre, — aber genug davon,“ brach die Mutter ab. „In der Freude und Ueberraschung des Wiedersehens haben wir bis jetzt ganz vergessen, Dir das wichtigste Ereigniß in unserer Familie mitzuthellen: Franzchen ist Braut.“

„Braut?“ rief Hans, der im Nu alles Andere darüber vergaß und überrascht die Schwester ansah. „Braut? Mit wem?“

„Mit einem Grafen Rauten,“ sagte die Mutter, nicht ohne etwas mütterlichen Stolz. „Er stammt aus einer sehr alten gallischen Familie und ist ein liebenswürdiger, sehr gebildeter Mann; auch selber weit gereist. Er war lange Jahre in englischen Diensten bräben in Indien.“

„In der That?“ rief Hans. „Nun, mein herzige Franzchen, meine besten Wünsche haßt Du; aber wo ist er jetzt?“

„Hier in Rhodenburg. Er wohnt natürlich im Hotel, kommt aber jeden Morgen her. Du wirst ihn gewiß lieb gewinnen,“ sagte Franziska.

„Gewiß, mein braves Schwesterchen, wenn Du ihm gut bist. Aber jetzt, Papa, möchte ich Dich doch bitten, Jemanden aus dem Hause nach dem berühmten Goldenen Löwen zu schicken, um meine Sachen dort abzuholen. Meine Rechnung habe ich schon bezahlt und Alles zusammen gepackt, er braucht nur meinen Namen zu nennen.“

„Wenn Du Dich nur wenigstens Müller oder Reier genannt hättest,“ seufzte die gnädige Frau, „aber das Ungeheuer ist jetzt einmal geschehen. Franzchen, Du bist wohl so gut und schickst augenblicklich den Portier hinüber, und laßst dann gleich Deinem Bruder sein Zimmer zeigen, damit er sich erst wieder heimisch fühlt.“

„Brav, Franzchen!“ rief Hans, indem er aufsprang und der Schwester Arm nahm. „Komm, Schatz, und jetzt führst Du mich wieder durch alle die alten Räume; Du

kannst gar nicht glauben, wie ich mich danach gefehnt habe, sie wieder einmal zu durchwandern. Oh, ich fühle mich in diesem Augenblick so glücklich!“

„Das ist sehr hübsch von Dir, Hans,“ sagte Franzchen, als sie mit ihm den Frühstücksalon verließ, „aber Eins thut trotzdem Noth, und die Mutter hat vollkommen Recht.“

„In was, mein Herz?“

„Darin, Hans, daß wir Dich tüchtig zustrafen müssen, ehe Du für die hiesige Gesellschaft wieder zu gebrauchen bist.“

„Glaubst Du wirklich?“ lächelte Hans und sah sie von der Seite an.

„Es ist meine feste Ueberzeugung, Hans.“

Eine andere Heimkehr.

An dem nämlichen Tage, Mittags um zwölf Uhr, stand beim alten Tischlermeister Handorf der Tisch in der großen Stube gedeckt. Es war ein Sonntag; die Frau und Tochter kamen eben aus der Kirche zurück, legten ihre Bücher und Tücher ab und setzten sich still und schweigend an's Fenster. Sie sahen Beide bleich aus und hatten roth-geweinete Augen.

Der Vater, ein Greis mit silberweißen Haaren, ging mit langsamen festen Schritten in der Stube auf und ab; er bot den Beiden nicht einmal einen guten Tag, als sie das Zimmer betraten, und hörte auch wohl nicht ihren so leise gestüßerten Gruß. Er war in tiefen Gedanken, aber sie mußten peinlicher Art sein, denn er hielt die Lippen fest übereinander gepreßt und das Auge stier und finstler am Boden hastend, und doch dachte er auch noch an Anderes, denn dann und wann flog sein Blick nach der alten Schwarzwälder Uhr hinüber, die in einem langen Gehäuse in der einen Ecke stand und einige Minuten noch vor zwölf Uhr zeigte.

Ein kleines Mädchen von vierzehn Jahren stand am Tisch und sah scheu nach den Eltern hinüber; ein dicker, pauspädiger Junge von etwa sechs Jahren, der Enkel der alten Leute und der Sohn einer verstorbenen Tochter, spielte in der Ecke mit ein paar schon zerbrochenen hölzernen Soldaten, wahrscheinlich Ueberbleibseln vom

letzten Weihnachtstisch, und der war es auch, der das Schweigen zuerst brach: „Essen wir noch nicht bald, Großmutter?“

„Ja, recht bald, Max; warte nur noch ein klein wenig; bist Du so hungrig, so will ich Dir indeß ein Stück Brod geben.“

„Ne, ich will kein Brod,“ brummte Max, „heute ist Sonntag, heute essen wir Fleisch.“

„Um wie viel Uhr kommt der Zug?“ fragte der Vater plötzlich mit heiserer Stimme und blieb vor der Uhr stehen, zu der er aufsaß; es war, als ob er seine Frau nicht anschauen möchte.

„Um elf Uhr sechshundvierzig Minuten steht es im Plane,“ antwortete diese leise; „er muß schon da sein, wenn er sich nicht verspätet hat,“ und sie holte dabei aus tiefer, voller Brust Athem, als ob sie die Last nicht ertragen könnte, die darauf lag.

Der Mann erwiderte nichts, sondern setzte seinen unterbrochenen Gang im Zimmer wieder fort, herüber und hinüber, und: „Großmutter, essen wir noch nicht bald?“ fragte Max mit weinerlicher Stimme wieder, „ich halt's jetzt nicht mehr aus.“

„Gleich, mein Kind, gleich,“ erwiderte die Frau; „Dein Daniel kommt ja heute wieder zu uns zurück, willst Du denn nicht warten, daß Du mit ihm essen kannst?“

„Aber ich bin hungrig, warum kommt er denn nicht früher?“

Draußen ging die Hausthür und fiel wieder ins Schloß. Der Mann blieb nicht weit von der Uhr, die Arme jetzt auf der Brust gekreuzt, im Zimmer stehen, er war ganz fahl im Gesicht geworden und die Augen hefteten sich stier auf die Thür. Die Mutter hatte die Hände fest und krampfhaft zusammengefaßt, und auch ihr Auge hing mit peinlicher Spannung an der Thürlinie, während Margarethe, die Tochter, ein junges Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren, mit der rechten Hand angstvoll ihr Herz gefaßt hielt und dabei nur nach dem Vater hinüber schaute.

Draußen durch das mit Steinplatten belegte Vorhaus kam ein schwerer, langsamer Schritt näher und näher — jetzt hielt er vor der Thür.

Staat wird er nur zu wohl wissen, daß dieselben es bei der Geltendmachung ihres moralischen Einflusses bewenden lassen werden; und Meilo, das noch immer mit sich selbst genug zu thun hat, scheint er erst recht nicht zu fürchten.

Kommunales.

Stadtverordneten-Versammlung.

Außerordentliche Sitzung vom 1. April.
Der Vorsitzende Dr. Strachmann eröffnet die Sitzung um 5 1/2 Uhr.

Am Tische des Magistrats: Oberbürgermeister v. Forderbeck, Rämmerer Runge, Schulrathe Dr. Vertram und Fürstenau, Baurath Blaudenstein, Stadtrathe Borchardt, Kochmann, Runge, Stadthagen, Rammroth, Dr. Weber, Hagen, Voigt, Schmidt u. A.

Der erste Gegenstand der Tagesordnung ist die Fortsetzung der Verhandlung des Etats pro 1885/86. Kap. X. Bauverwaltung. A. Hochbau.

Stadto. Dopp weist bei dieser Gelegenheit auf die Nothwendigkeit des Baues einer Gemeindefabrik in der Friedrich-Wilhelmstadt hin, und spricht die Hoffnung aus, daß es der Schul-Deputation gelingen werde, endlich ein Grundstück zu diesem Zwecke zu benutzen. Seinen Antrag wolle er nicht stellen.

Rämmerer Runge theilt hierauf mit, daß nach vielen Seiten hin Verhandlungen wegen Erwerbes von Grundstücken eingeleitet seien, von denen er hoffe, daß sie zum Ziele führen werden. Einen Antrag in dieser Beziehung zu stellen, würde nur den Erfolg haben, daß die Preise der Grundstücke erheblich gesteigert würden.

Die Stadto. Bohm und Spinola sind ebenfalls der Ansicht, daß derartige Anregungen für die Stadt nur schädlich seien, da sie allerdings eine Steigerung der Preise der Grundstücke zur Folge haben müßten. Uebrigens sei das Schulbedürfnis in der Friedrich-Wilhelmstadt nicht so groß, da für dasselbe auf Jahre hinaus gesorgt sei.

Stadto. Dr. Strachmann theilt mit, daß der Schul-Deputation heute angezeigt worden, es stehe der Abschluß des Kaufes eines Grundstückes nahe bevor.

Stadto. Dopp kann nicht begreifen, wie seine Anregung hier in der Versammlung eine Steigerung der Preise zur Folge haben könne; Grundstücke seien genug vorhanden und ihm angeboten worden. Er habe sich indessen, da es nicht seine Sache sei, auf diese Angebote nicht einlassen können.

Stadto. Bohm: Wenn Kollege Dopp meine, daß seine wiederholten Anregungen keinen Einfluß auf die Preise der Grundstücke ausüben, so müßte er sagen, daß derselbe dies nicht verstehe. (Heiterkeit)

Der Etat wird darauf bewilligt.

B. Tiefbau.

Nach kurzer Diskussion genehmigt die Versammlung folgenden Antrag des Stadto. Nielsen: „Die Versammlung ersucht den Magistrat, daß zur Regulierung der Greifswalderstraße von der Friedenstraße bis zur Marienburgerstraße noch fehlende Vorgartenland von den betreffenden Objekten im Wege der Enteignung zu erwerben.“

Ebenso wird die Resolution: „Die Versammlung ersucht den Magistrat, die Große Berliner Werderseeisenbahn-Kilnengesellschaft mit allen Mitteln dazu anzuhalten, ihrer Verpflichtung in Bezug auf die Verbreiterung der Schleifschienen noch im Laufe dieses Jahres nachzukommen“, welche vom Staatsauschuß als erledigt angesehen wurde, auf Antrag des Stadto. Schmeißer aufrecht erhalten.

Der Etat wird alsdann bewilligt, ebenso Kap. XII. Polizei-Verwaltung.

Bei dem Etat der städtischen Wasserwerke hatte der Stadto. Dopp den Antrag gestellt, daß die Verwaltung die Beschaffenheit der verschiedenen zur Verwendung kommenden Rohlen untersuchen und der Versammlung darüber Mittheilung machen solle. Wie der Referent, Stadtverordneter Mattern mittheilt, haben solche Untersuchungen stattgefunden, lange bevor Stadto. Dopp seinen Antrag stellte und diese Untersuchungen ergaben, daß die Verwaltung bei der Verwendung von Brennmaterial außerordentlich richtig verfahren sei.

Nachdem Stadto. Dopp die Untersuchungen als nicht genügend bezeichnet und seinen Antrag nochmals motiviert, wird derselbe durch Uebergang zur Tagesordnung erledigt.

Nach dem Vorschlage des Magistrats sollen an die Erneuerungs- und Erweiterungsfonds 741,474 M. als Abschreibungen abgesetzt werden. Dieser Betrag wurde vom Staatsauschuß für zu hoch gehalten. Man war der Meinung, daß es genüge, wenn vorläufig und bis zur Feststellung der Abschreibungsgrundzüge eine Summe von 500,000 M. zu Abschreibungen in den Etat eingestellt werde. Im Uebrigen soll der Rufausch zur Kanalisations-Verwaltung um 100,000 Mark vermindert und der verbleibende Ueberschuß zur Disposition der Kommunalbehörden gehalten werden.

Die Mutter athmete schwer und rasch, aber Keins im Zimmer sprach ein Wort, wohl eine volle Minute lang, ja, wagte kaum ein Glied zu regen oder mit den Wimpern zu zucken.

Jetzt drückte sich die Klinkle an der Stubenthür langsam nieder, es klopfte Niemand an, die Thür öffnete sich Hohl nach Hohl, jetzt zeigte sich eine bleiche, in einen grobtuchenen, grauen Rock gekleidete Gestalt, die auf der Schwelle stand und den dunkeln Blick aus den tiefliegenden Augenhöhlen über die Stube schweifen ließ.

Niemand da drinnen regte sich, kein Willkommen nach Jahre langer Trennung ward ihm entgegen gerufen. Die zusammengewinkelten Hände der Mutter lösten sich allerdings und hoben sich langsam empor, aber sie richtete sich nicht auf, hätte es auch nicht vermocht, denn wie eine Zentnerlast von Blei lag es ihr auf den zitternden Gliedern.

Das kleine Mädchen hatte den rechten Zeigefinger zwischen die Lippen genommen und blickte schen und halb abgewendet nach dem „Fremden“ hinüber, und Margarethe sah regungslos auf ihrem Stuhl, während ihr die vollen Thränen langsam an ihren Wangen niedertropften.

Wie aus Stein gehauen aber stand der Vater; keine Muskel seines Körpers regte sich oder zuckte nur, nicht die Wimper seines stieren Auges, das er fest und eisern auf den Sohn geheftet hielt. Er sprach nicht, aber er erwartete auch keine Anrede. Er war da, das schien Alles, was er in dem Augenblick fühlte, und für das, was ihm jetzt die Seele zermarterte, hatte er keine Worte.

Eben so schweigend stand der Sohn auf der Schwelle; was in dem Blicke lag, den er jetzt über die Gruppe sandte und abwechselnd von Einem zum Andern gleiten ließ, wer hätte es ergründen können? Scham? Schen? Schmerz? Verzweiflung oder Trost? — Aber lange hielt er das nicht aus; der Hut entfiel seiner Hand, und an den kleineren Geschwistern vorbei, die ihm schen auswichen, eilte er auf die Mutter zu, sank neben ihrem Stuhl auf die Kniee nieder, umschlang sie mit seinen Armen, und den Kopf an ihre Seite legend, hielt er sie, ohne ein einziges Wort zu sagen, trampfhaft umfaßt.

„Mein Sohn, mein armes, verlorenes Kind,“ sagte die

Damach soll der betr. Titel dahin gefaßt werden: 1) An den Erneuerungs- und Erweiterungsfonds den Betrag der Abschreibungen, vorbehaltlich der Feststellung der Abschreibungsgrundzüge, 500,000 M. 2) An die Hauptkasse der städtischen Werke zum Ausgleich der Kinder-Einnahmen bei der Kanalisations-Verwaltung 625,000 M. 3) Ueberschuß zur Disposition der Kommunalbehörden 245,478 M. zur Verwendung für allgemeine kommunale Zwecke, insbesondere zum Ankauf des Jakobskirchhofes.

Nach einiger Diskussion werden diese Anträge angenommen, doch werden in der Nr. 3 die Worte: „insbesondere zum Ankauf des Jakobskirchhofes“ gestrichen. Im Uebrigen wird der Etat bewilligt.

Der Etat der Hauptkasse der städtischen Werke wird en bloc genehmigt.

Kap. VIII. Verwaltung der Krankenhäuser und Einrichtung für die Gesundheitspflege wird ohne Diskussion genehmigt.

Es folgt der Normal-Befoldungs-Etat pro 1885/88 und die bei Ausführung dieses Etats zur Anwendung kommenden Grundzüge.

Stadto. Dr. Schwalbe beantragt bei dieser Gelegenheit, den Magistrat zu ersuchen, für den nächsten Etat in Erwägung zu nehmen, ob es thunlich ist, den voll beschäftigten Zeichenlehrern an den höheren Lehranstalten Pensionsberechtigung zu gewähren und der Versammlung darüber eine Vorlage zu machen. Es sei, so bemerkt der Antragsteller, überaus hart, diese Lehrer, welche ihre ganze Zeit der Kommune widmen müssen, wie die übrigen Lehrer, bei eintretender Dienstunfähigkeit auf das Wohlwollen der Kommunalbehörden zu verweisen. Der Antrag wird angenommen.

Eine längere Diskussion erhebt sich über die vom Stadto. Gerth angeregte Frage wegen der bei der Pensionierung der Lehrer bezüglich der Gehaltsverbesserung dadurch hervorgerufenen Uebelstände, daß die Lehrer allgemein nach der Anglennheit in die höheren Gehaltsstufen einrückten, sondern nur in den Anstalten, an denen sie angestellt sind.

Stadtschulrath Fürstenau weist auf die überaus großen Schwierigkeiten hin, welche der Aufstellung eines Etats für sämtliche höhere Lehranstalten entgegenstehen, die ein solches Unternehmen fast undurchführbar machen.

Die Stadto. Dr. Irmer und Dr. Schwalbe erkennen die Schwierigkeiten vollkommen an, sind indessen der Ansicht, daß dieselben nicht unüberwindbar sind.

Stadto. Spinola verweist darauf, daß in der Staatsverwaltung ganz dieselben Grundzüge maßgebend seien, wie bei den städtischen höheren Lehranstalten, und beantragt, die Angelegenheit dem Magistrat zur Ermägung zu überweisen.

Dieser Antrag wird angenommen und der Etat, sowie die Grundzüge im Uebrigen genehmigt.

Bei dem Spezialetat Nr. 41 — betr. die nicht zum Personal-Befoldungsstat gehörigen Stellen — beantragt der Ausschuß: 1) dem Bürgermeister Dunder eine pensionsfähige persönliche Zulage von 3000 Mark zu bewilligen; 2) das Gehalt des Rämmerers Runge von 9000 M. auf 12,000 M. zu erhöhen; 3) dem Baurath Blaudenstein eine pensionsfähige persönliche Zulage von 3000 M. zu bewilligen; 4) das Gehalt des zum Stadtbaurath gewählten Bauraths Hobrecht auf 9000 M. mit einer persönlichen Zulage von 6000 M. und einer fixen Fuhrkostenentschädigung von 8000 M. festzusetzen und 5) das Minimalgehalt der Stadtrathe von 5700 M. beam. 6300 M. für die technischen Räte auf 6000 M. bzw. 6800 M. zu erhöhen.

Stadto. Singer steht sich zu seinem Bedauern genöthigt, sich gegen die hier vorgeschlagenen Gehaltsaufbesserungen zu erklären. Ich verkenne durchaus nicht das hohe Maß von Thätigkeit, welches namentlich den Herren Dunder und Runge obliegt und schätze dieselben außerordentlich hoch, indem ich glaube, daß es schwer sein werde, gleich thätige Beamte zu finden. Der Grund, weshalb ich mich gegen die Gehaltsaufbesserungen erkläre, ist ein prinzipieller. So lange es möglich ist, daß die Stadt Berlin Arbeiter beschäftigt von 2 Mark 50 Pfennig und Unterbeamte hat mit einem lärglichen Gehalte, und so lange dieser Zustand mit der Nothwendigkeit der Sparsamkeit motiviert wird, so lange werde es die Bürgerschaft nicht verstehen, wenn diese Sparsamkeit bei den beantragten Gehaltserhöhungen nicht zum Ausdruck kommt. Die Gehaltsaufbesserungen der Magistratsbeamten müssen an einer anderen Stelle angefangen werden, als hier vorgeschlagen wird. Wenn sich eine Majorität in der Versammlung findet, welche den Arbeitern einen höheren Tageslohn bewilligt, so werde ich der Erste sein, welcher für die beantragte Gehaltserhöhung stimmt.

Stadto. Dopp meint, daß die Ausführungen des Vordredners nur dazu dienen, die Arbeiter zu verlocken und daß die Parallele der höchsten Beamten mit den Arbeitern völlig unzulässig sei. Er sei der Ansicht, daß die vorgeschlagenen Herren die Gehaltserhöhung mit Fug und Recht zu beanspruchen hätten, und bitte dieselbe ohne weitere Diskussion zu bewilligen. (Beifall.)

Nachdem Stadto. Dr. Horwig die Vorschläge des Staatsauschusses empfohlen, wird die Diskussion geschlossen.

Mutter mit zitternder, kaum hörbarer Stimme, legte ihren rechten Arm über sein Haupt und weinte leise vor sich hin, und Marg, dem das Alles unheimlich wurde und der den fremden Mann gar nicht kannte oder begriff, daß das sein Onkel sein sollte, drängte sich furchtsam zu der Margarethe und hielt sie, die Augen immer auf den Knieenden geheftet, fest am Kleide gepackt.

„Aus dem Juchthaus!“ sagte da endlich der alte Tischlermeister mit hohler, dumpfer Stimme; „bist Du endlich von Deiner Wanderschaft zurück? Die hat lange gedauert und Du mußt viel in der Welt gesehen haben.“

Der Sohn antwortete nicht, nur fester umschlang er die Mutter, deren Arm er auf sich ruhen fühlte; es war, als ob er bei ihr Schutz suchen wollte gegen den Vater und dessen Vorwürfe.

Der Tischlermeister mochte es auch so verstehen; langsam, den Blick noch immer auf den Sohn geheftet, nickte er vor sich sich hin und sagte dann düster: „Ja, versted Dich, Karl, versted Dich, weiter bleibt Dir auch von jetzt an nichts übrig; versted Dich vor der Welt, vor Dir selber, nur vor Deinem Gewissen bist Du es nicht im Stande! Oh, mein Gott; oh, Du allmächtiger Gott!“ Und der alte starke Mann konnte den Anblick nicht länger ertragen, er sank auf den nächsten Stuhl, schlug beide Hände vor's Gesicht, und konvulsivisch fast arbeitete seine Brust gegen das erdrückende Gefühl an, das ihn zu ersticken drohte.

Da richtete sich der Sohn langsam in die Höhe, sein Gesicht war von Thränen überströmt und todtenbleich; er strich sich langsam die Haare aus der Stirn, und sein glanzloser Blick suchte des Vaters ineinander gedrochene Gestalt. Endlich sagte er mit leiser, heiserer Stimme, indem sein Auge langsam im Kreise der Seinen umherglitt: „Also haltet auch Ihr mich alle für schuldig — für fähig, ein solches Verbrechen zu begehen!“

Keins antwortete; der Mutter Blick hing angstvoll an seinen Zügen. Da schritt Margarethe, seine Schwester, leise auf ihn zu, sie sah ihm fest ins Auge, und als sie dicht bei ihm stand, legte sie ihren Kopf an seine Brust und sagte schüchtern: „Ich habe es nie gethan, Karl, ich

Stadto. Singer protestirt in einer persönlichen Bemerkung gegen die Annahme des Stadto. Dopp, als wolle er (Singer) sich hier durch seine Ausführungen populär machen. Er spreche hier nur seine Ueberzeugung aus und nichts weiter.

Der Referent Stadto. Spinola ist der Ansicht, daß Jemand, der im Glasbaule stehe, nicht mit Steinen werfen solle. Es sei notorisch, daß Stadto. Singer in seinem Geschäfte sich selbst einen höheren Lohn berechne, als seinen Arbeitern. Auch den Appell an die Humanität möge Singer unterlassen; jedem Stadtverordneten liege das Wohl des armen Mannes am Herzen. (Beifall.)

Stadto. Singer persönlich: Der Referent hat sein Recht als Berichterstatter wesentlich überschritten. Ich habe demselben am allerwenigsten die Geschamlosigkeit zugetraut, hier persönliche Verhältnisse in die Debatte zu ziehen; will derselbe mich besuchen, so werde ich ihm den Beweis liefern, daß ich in meinem Geschäft den Grundzug durchgeföhrt habe, erst an meine Arbeiter und dann an mich zu denken.

Die Gehaltserhöhungen für den Bürgermeister Dunder, Rämmerer Runge und das Gehalt für den Stadtbaurath Hobrecht werden bewilligt, ebenso die Anträge des Ausschusses wegen Erhöhung des Minimalgehaltes der Stadtrathe. Wegen die für den Stadtbaurath Blaudenstein beantragte Gehaltserhöhung erklärt sich der Stadto. Hasecke, weil Herr Blaudenstein erst durch eine Dotation für seine Verdienste belohnt worden sei.

Die Stadto. Dr. Rärten und Mattern empfehlen auch diese Gehaltserhöhung, dieselbe wird bewilligt, der Etat genehmigt, ebenso die Stats für die Kanalisationswerke, für die Verwaltung der Riefelsfelder, den Zentral-Wiechmarkt, den Zentral-Schlachthof und die Fleischschau.

Spezialetat Nr. 6 — Gemeinde-Einkommensteuer — beantragt der Ausschuß die Einnahme auf 11,717,575 M., in Ausgaben auf 160,000 M., also mit einem Ueberschuß von 11,557,575 M. festzustellen und die pro 1885/86 zu erhebende Quote der Gemeinde-Einkommensteuer auf 100 Prozent festzusetzen.

Die Versammlung genehmigt auch diesen Etat und stellt die Gemeinde-Einkommensteuer dem Antrage des Ausschusses gemäß fest, womit die zweite Lesung des Etats erledigt ist.

In dritter Lesung werden darauf ohne jede Diskussion die Beschlüsse zweiter Lesung bestätigt; der Etat wird definitiv genehmigt und in Einnahme und Ausgabe auf 51,237,267 M. festgesetzt.

Damit schließt die Sitzung um 10 Uhr.

Es folgt eine geheime Sitzung.

Lokales.

Nun das Fest des Reichskanzlers vorüber, ist es am Plage, auf die außerordentlichen Verhältnisse hinzuweisen, welche eine so umfassende Absperrung der Straßen, wie sie am Dienstag Abend stattfand, im Gefolge hat. Es läßt sich nicht leugnen, daß gerade hierdurch der einzige Miston in die festliche Stimmung gebracht wurde. Das Volk hat ein unbestrittenes Recht zur Benutzung der Straßen, nicht ohne die zwingendste Nothwendigkeit dürfte es ihm verklümmert werden. Wegen sich die größeren Straßensüge, deren Benutzung unterlagt wird, zwischen wichtige Stadttheile, dann wird die Maßregel desto schlimmer empfunden. War das Bedürfnis nach dem Fackelzuge am Dienstag in der That ein so großes, dann hätte man ihn in eine vorgerücktere Stunde des Abends verlegen müssen, den Anfang vielleicht auf 9 Uhr festsetzen, statt den Verkehr gerade in den Stunden zu unterbinden, in welchen er am gewaltigsten zu sein pflegt. Es ist nicht nöthig, die einzelnen Beschwerden aufzuführen. Wer Berlin kennt, weiß, was es bedeutet, Alles, was westlich von den Linden bis zum Schlosse und nördlich von der Wilhelmstraße in ihrer ganzen Ausdehnung wohnt, vom Süden und Osten abzuschneiden. Beinaufende werden durch die Absperrung in ihren Dispositionen gehemmt, oft nicht ohne erheblichen materiellen Schaden. Denn in der Millionenstadt ist Zeit Geld. Es braucht nur an diejenigen erinnert zu werden, die den Wunsch hatten am letzten Tage des Quartals ihre Wohnungen zu verändern und die Feststraße hätten kreuzen müssen. Aber selbst wenn sich an der Bestimmung über den Zeitpunkt des Fackelzuges nichts hätte ändern lassen, so hätte die Ausführung der Absperrungsmaßregeln eine rücksichtsollere sein können. Die Polizei hatte wohl zehnmal versucht, das Publikum unter den Linden vom Fahrweg auf der östlichen Seite durch berittene Schutzeute zu entfernen. Die Art der Ausführung solcher Anordnungen ist bekannt. Das Pferd wird so hart an die Reichen der Zuschauer gedrängt, daß es schlimmsten Falls „nur“ auf die Füße tritt. Nachdem dieses Verjagen des Publikums eine volle Stunde immer von Neuem vorgenommen worden, eroberte sich das Volk im letzten Momente mit einem Sturmangriff die ihm vorher verbotenen Plätze, auf denen es Niemand behelligte. Alles verlief nun in vorzüglichster Ord-

war damals noch jung, wie mir aber in jener schweren Zeit die Kinder auf der Straße nachsahen und mich verspotteten, mein Bruder hätte einen Menschen todgeschlagen und käme ins Juchthaus, da habe ich still für mich geweiht, aber geglaubt hab' ich's doch nicht, wenn ich auch noch ein Kind war.“

„Gretchen,“ sagte ihr Bruder, schlang seinen Arm um sie und drückte sie an sich, „mein liebes, liebes Gretchen, und bist Du's denn wirklich? Wie hoch aufgeschossen in der langen Zeit!“ setzte er feu hinzu.

Der Vater hob den Kopf; aber jetzt hielt sich die Mutter auch nicht länger.

„Kein!“ rief sie, „wo ich jetzt sein treues, ehrliches Gesicht wiedersehe, wo ich es selber aus seinem Munde höre, daß er unschuldig ist, jetzt, jetzt glaub' ich's ihm, mag die Welt über ihn urtheilen, wie sie will; die eigene Mutter kann ihn nicht verdammen.“

Und von ihrem Sitz emporfahrend, warf sie sich an die Brust des Sohnes und umschlang ihn mit ihren Armen.

„Meine gute, gute Mutter!“

„Es war eine furchtbare Zeit,“ flüsterte die Frau, ohne aber ihre Stellung zu verändern oder den Kopf zu heben, „als wir die erste Kunde hörten und hier von der Polizei ein Leumundzeugniß über Dich verlangt wurde. Damals hielt Dich hier freilich kein Mensch für schuldig, selbst nicht die Polizei; aber dann, als Berichte über Verächte kamen, das Verhör von den Geschworenen mit all den Zeugenaussagen gegen Dich hier sogar in den Zeitungen gedruckt wurde, so daß es alle Menschen lesen konnten, oh, mein allmächtiger Gott! was habe ich da gelitten, was ausgestanden, und nicht einmal aus dem Fenster wagte ich zu sehen, aus Furcht, daß ich dem Auge eines andern Menschen begegnen könnte. Und dann kam das Urtheil — sechs Jahre Juchthaus — sie konnte nicht weiter, sondern drückte nur ihr Antlitz fest, fest an des Sohnes Brust, als ob sie dort das ganze ausgestandene Glend bergen wolle.“

(Fortf. folgt.)

nung. Die Frage ist nun: Ist es zweckmäßig, seitens der Polizei unbillige Forderungen an das Publikum zu stellen; ist es praktisch, Undurchführbares erzwingen zu wollen; führen solche Erfordernisse nicht zu der Annahme seitens des Publikums, daß nicht die strengen Anforderungen der öffentlichen Sicherheit, sondern irgend welche nicht verständliche Motive die letzten Gründe für das scharfe Verhalten der Polizei sind? Noch viel ungewisser waren die Befehle der Polizei am Dienstag Nachmittag auf dem Belle-Allianceplatz. Der Krügezug sollte um 8 1/2 Uhr von der Wilhelmstraße kommend um die nördliche Seite des Rondels über die Brücke in die Belle-Alliancestraße ziehen. Schon von 2 1/2 Uhr an wurde es nun Niemandem gestattet, den breiten Passageweg quer über den Platz in der direkten Verlängerung der Friedrichstraße zu passieren, sondern er mußte die südliche Hälfte des Rondels umschreiten — das hätte sich ja noch motivieren lassen — aber nicht auf dem Bürgersteig, sondern auf dem Straßendam. Daß hier lediglich eine irrthümliche Auffassung einer Ordre vorlag, ist einleuchtend. Aber es ist gar nicht zu sagen, welcher hoher Grad von Verblüffung sich Derer bemächtigt, die das Opfer solcher irrthümlicher Auffassung einer polizeilichen Ordre durch polizeiliche Drogen sind. Es ist sicherlich die Forderung berechtigt, daß auf dem Gebiete der Absperrungen nur das unbedingte Nothwendige und dann in der denkbar schonendsten Form geschehe. Es mag an den hier angeführten Beispielen genügen. Es erhellt aus ihnen, daß, wie die „Nat.-Ztg.“ schreibt, auch seitens der Polizei nicht immer das Richtige getroffen wird. Und es würde sich mit der öffentlichen Ordnung und Sicherheit sehr wohl vertragen, wenn entbehrliche Einschränkungen der freien Bewegung in Zukunft fortfielen.

In der neuen Wohnung. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß auf der Erde Alles einem stetigen Wechsel unterworfen ist, doch ebenso unbestritten wird wohl auch die Thatsache bleiben, daß (speziell der Wohnungswechsel) nichts weniger, als zu den Annehmlichkeiten des Lebens zu rechnen ist. Wenn trotzdem die Statistik gerade in diesem Punkte mit frappierenden Zahlen redet, so ist die Ursache wohl zumeist in den vorhandenen Wohnungsverhältnissen zu suchen. Die sogenannten herrschaftlichen Wohnungen sind ja allerdings höchst „komfortable“, d. h. mit möglichster Bequemlichkeit und Eleganz hergerichtet, indessen die „kleinen“ Wohnungen, wie sie der Arbeiterstand bevölkern muß, leiden zumeist an einem gänzlichen Mangel vorgenannter Eigenschaften und einer solchen Fülle von Unzutuglichkeiten, daß der Wunsch der betreffenden Klassen, sich eine andere Heimstätte zu suchen, vollkommen gerechtfertigt erscheint. Da aber bei der Erbauung kleiner Wohnungen wenig Rücksicht auf gerechtfertigte Ansprüche der zukünftigen Bewohner genommen worden ist und genommen wird, sondern lediglich die größtmögliche Gewinnausnutzung des Bauortes das leitende Prinzip gewesen ist und ist, so wird bei einem event. Wohnungswechsel von einer „Verbesserung“ wohl nur in vereinzelten Fällen die Rede sein können. In dieser Erkenntnis wird ein Jeder gekommen sein, der durch öfteren Wohnungswechsel Erfahrungen in dieser Beziehung zu sammeln Gelegenheit hatte. Diese Erkenntnis ist die Frucht, welche als Lohn für die vielfachen Mühsale und Beschwerden, wie sie ein Wohnungswechsel naturgemäß mit sich bringt, gepflückt wird. Doch was hilft es? Man muß wohl oder übel in den sauren Apfel beißen, sich einrichten und hat dafür die Freiheit, spätestens in einem halben Jahre seine sieben Sachen wieder zusammenpacken zu dürfen, um ein anderes Quartier zu beziehen. So wiederholt sich dieser Kreislauf in erschreckender Gleichmäßigkeit, bis man endlich, des Komadenlebens müde, bleibt wo man ist und mit stoischem Gleichmuth alles Unangenehme zu ertragen bemüht ist, sich tröstend mit der Wahrheit, daß es eben anderswo auch nicht besser ist. Wohl dem, der auf diesem Standpunkt bereits angelangt ist! Für Jeden aber, der noch nicht aus der Noth eine Tugend gemacht und sich zur Selbstlosigkeit gezwungen hat, bildet eine neue Wohnung gewissermaßen ein unbekanntes Land und es bedarf immerhin längerer Zeit, bevor man sich in dieselbe eingelebt und ihre verschiedenen Eigenschaften erforscht hat. Wenn uns auch gemeinlich dieselben Dinge umgeben, so erfordert doch die veränderte Gestaltung der neuen Wohnung eine veränderte Platzierung der Mobilien, und schon durch diese Störung der bisherigen Ordnung, an die man sich gewöhnt hatte, fühlt man sich anfangs nicht wie „zu Hause“. Im ganzen Hause begegnet man fremden Besuchern, fremden Nachbarn, die sich erst als gute und getreue Nachbarn erweisen sollen, und ein gewisses Vorurtheil, vielleicht auch böse Erfahrungen, halten uns für's Erste ab, freundnachbarlich mit ihnen zu verkehren. Getreu dem Wahrspruch: „Mein Haus ist meine Burg“, verschanzte sich Jeder hinter seinen vier Pfählen und nur zeitweise werden Rekonnoissirungsausfälle gemacht zu dem Zwecke, die Quellen zu erkunden, wo die nothwendigsten Lebensbedürfnisse am besten und preiswürdigsten zu beziehen sind. Erst ganz allmählig bildet sich ein Verhältnis heraus, welches den Einzelnen als ein zugehöriges Glied der großen Gemeinschaft des Hauses, der Straße, des Stadttheils, wohin er verzogen ist, sich fühlen läßt. — Mag aber Jemand in noch so entlegene und entgegengelegte Stadtgegenden verschlagen werden, verloren geht Niemand in dem großen Berlin; der Steuermann, die Zeitungsfrau, der Briefträger und schließlich auch Verwandte und Bekannte suchen und finden ihn und wenn schließlich Alles wieder im alten und rechten Geleise ist, dann heißt es oftmals wieder: „ziehen“, die Zelte werden abgedreht und die Bedeutung des Begriffes „Heimath“ bleibt Vielen lange Jahre hindurch ein ungelöstes Räthsel.

a. Die städtische Parvdeputation hat bei dem Magistrat beantragt, eine neben dem Grundstück der Nazareth-Kirchengemeinde in der Müllerstraße gelegene städtische Fläche von 246 Quadrat-Metern zur Herstellung von Barikanlagen ihr zu überweisen. Durch die Ausführung dieses Projekts wird ein von den kinderreichen Bewohnern dieses an Barikanlagen so armen Stadttheils lange gefühltes Bedürfnis befriedigt werden.

Wohl ein verführter Aprilscherz? Am Dienstag Nachmittag mußten dem „V. Z.“ zufolge die im Rathhaus beschäftigten Beamten schon um 4 Uhr Nachmittags ihre Büreau verlassen, obwohl der Kassenabschluss, der am letzten Tage eines jeden Monats zu erfolgen pflegt, diese Beamten sonst bis spät in die Nacht hinein zu beschäftigen pflegt. Es war nämlich bei der Polizei eine Anzeige eingegangen, daß das „Rothe Haus“ durch Dynamit in die Luft gesprengt werden sollte. Es erfolgte in Folge dessen eine Durchsuchung des gesamten Gebäudes, auch nicht der kleinste Raum blieb unbesichtigt — es fand sich aber Nichts! Eine verächtlich aussehende Rolle, welche an einem sonst unbenutzten Orte gefunden wurde und mit großen Vorsichtsmassregeln untersucht wurde, enthielt — alte Altschokolade! Die Anzeige bei der Polizei dürfte auch wohl nur ein nichtsnugiger Aprilscherz gewesen sein, der um einen Tag zu früh „losgegangen“ ist.

In der Untersuchungssache gegen die italienische Gräfin Rita de Candia, die auch unter dem Namen Frau v. Candia, Frau v. Aldnac und Frau v. Bearse hieselbst zahlreiche Betrügereien gegen Hoteliers und Kaufleute verübt hat und seit mehreren Jahren nur durch Schwindelacten ein ärmliches Leben zu führen vermochte, ist Aussicht vorhanden, daß die Strafaffäre in kurzer Zeit als Hauptverhandlung vor der Strafkammer ihren vorläufigen Abschluß findet. Die 32 Jahr alte Anklagte sitzt seit beinahe sechs Monaten in Untersuchungshaft und hat während dieser ganzen Zeit immer von neuem die Behauptung aufgestellt, daß ihre in Italien und England wohnhaften, sehr vermögenden Verwandten ihr bisher die Mittel zu ihrem Lebensunterhalt gegeben hätten und auch die bisher von ihr kontrahirten Schulden bezahlen würden. Diese Verwandten haben es aber der Nähe nicht werth gehalten, auf die von

dem Verteidiger der Angeklagten, Herrn Rechtsanwalt Bronker, in dieser Angelegenheit wiederholt an sie gerichteten Briefe zu antworten. Die Gräfin hat nun wohl eingesehen, daß sie mit den bisherigen Behauptungen über ihre finanzielle Hülfquellen nicht durchkommt und unnothigweise ihre Untersuchungshaft verlängert; denn sie hat jetzt ihre früheren Angaben widerrufen. Hierdurch ist dem Untersuchungsrichter die kommissarische Vernehmung der Verwandten der Angeklagten in England und Italien erspart geblieben. Die Angeklagte hat den größten Theil der auf Kredit genommenen Baaren sofort wieder verschrenkt. Ganz kolossale Summen verschwandete sie solchergestalt an ganz plötzliche auftauchende Freundinnen. Sie selbst gönnte sich nur die gewöhnlichen Hotelgastereien; dafür aber verbrauchte sie viel Wein und Bier. Bemerkenswerth ist noch die Thatsache, daß das italienische Konsulat sich der Angeklagten angenommen und sie mit Geldmitteln unterstützt hat.

Eines der ältesten Berliner Lokale, das schon vor mehr als dreißig Jahren einen Sammelplatz derjenigen Volkskreise bildete, welche im „Familienlasterlochen“ den höchsten Genuß für ihre Sonntags- und Wochendausflüge nach dem damals als „Landpartie“ betrachteten Roabit fanden, ist mit dem heutigen Tage dieser seiner früheren Bestimmung entzogen und wird einer Anzahl jener Neubauten Platz machen, welche, äußerlich Paläste, doch nichts weiter als große Miethslasernen sind. Der in der Kirchstraße, dicht an der Roabit-Brücke belegene Bellevue-Salon wird abgerissen, und mit ihm verschwindet einer jener großen schattigen Erholungsplätze im öffentlichen Lokale, an welchen das alte Berlin so reich war. Zur Zeit der Blüthe dieses und ähnlicher Lokale, als die Berliner Köchinnen am dritten Pfingstfesttage noch im heutigen „kleinen Thiergarten“ ihren „Altegenossen“ wählten, führten die Berliner hundertweise mit ihren Kindern von den Zeiten aus mit der „Bonde“ nach Roabit und mancher Liebesroman hat in diesen Räumen seinen Anfang genommen.

Die Befreier der untern 11. Juli 1874 ausgefertigten deutschen Reichsklassencheine werden daran erinnert, daß dieselben nur noch bis Ende Juni d. J. bei einer der Reichskassen und der Kasse eines Bundesstaates in Zahlung angenommen oder bei der Reichsbank in baarem Geld eingelöst werden. Vom 1. Juli d. J. ab ist nur noch die königlich preussische Kontrolle der Staatspapiere in Berlin ermächtigt, solche Scheine anzunehmen und einzulösen.

Belle-Alliance-Theater. Görner's Lustspiel „Amerikanisch“, dessen Aufführungen sich allabendlich des allgemeinsten Beifalles erfreuen, bleibt für die Feiertage ununterbrochen auf dem Repertoire. Herr Direktor Wolf hat das fünfaktige Schauspiel „Marguerite“ von Koppel-Eisfeld, welches in jüngster Zeit am Hoftheater in Dresden einen sensationellen Erfolg erzielte, zur Aufführung auf der Bühne des Belle-Alliance-Theaters angenommen.

Gerichts-Zeitung.

Mürnberg. Der blutige Pantoffel an der Kirchhofsmauer oder Liebe, Spund und Cognak. — so oder ähnlich lauteten die Titel der „spannen“ Koloristromane, welche der Kolorist Lades von Rache zu Rache, von Werkstatt zu Werkstatt trag und mit feurigen Worten anprahl, sobald einige weibliche Wesen mit der dem Gekochten Coa's angebornen Neugier sich um ihn versammelten.

Wie ein Prophet stand der Kolorist unter der gläubigen Schaar, als er schürzte, wie man in diesem Roman einen Menschen kennen lerne, der ganz anders war, wie andere Menschen, der schön und edel, körperlich mit Riesenstärke versehen und geistig so klug wie kein anderer, aber arm war, und deshalb die reiche Geliebte nicht erlangen konnte. Die Schicksale des Paares seien furchtbar schön; das Mädchen wird von Räubern entführt, der Geliebte, welcher Soldat ist, rettet sie, indem er alle Räuber tödtet, wird aber selbst kriegsgerichtlich zum Tode verurtheilt, weil er ohne Erlaubnis das Lager verlassen hat. Es entsteht während der Hinrichtung eine Schlacht, der Verurtheilte stürzt sich auf den Feind, erobert eine Festung, wird aber selbst getödtet und liegt auf einer Bahre. Seine Geliebte erweckt ihn durch ihre heißen Thränen, denn er ist eigentlich bloß Scheintödt, sie fliehen zusammen in die Wildnis, fallen den Indianern in die Hände u. s. w.

Wer diesen spannenden Schilderungen des Kolorists noch widerstehen konnte, den mußten die Schätze blenden, welche die Koloristromane Buchhandlung ihren Abonnenten schenkt. Es ist selbst, wie splendid eine solche Buchhandlung ist. Nicht nur, daß sie solche schöne Romane, in denen fast auf jeder Seite ein kostbares Menschenleben geopfert oder eine fadenreine Tugend verführt wird, für 10 Pfennige pro Bogen bergiebt, sie schenkt auch noch Bilder, Uhren, Schmucksachen u. dgl. dazu, und verlangt nur eine ganz kleine Nachzahlung für die Mühe des Herbeischaffens der „werthvollen“ Geschenke.

Kein Wunder, daß die Kunden der Schundliteraturfabriken nicht alle werden. Freilich ist in Wahrheit die Koloristromane, welche auf solchem Wege verbreitet wird, keinen Pfennig werth und für die „Prämien“ ist es meist schade um die Nachzahlung. Aber trotzdem blüht das Geschäft, wenn die Konkurrenz nicht allzu stark sich bemerkbar macht.

Die Konkurrenz allerdings, die hat schon manches Gute und auch schon manches Schlechte ruiniert. Im Koloristromane-Buchhandel ist sie sehr scharf, und der Kolorist Lades mußte trotz seiner feurigen Beredsamkeit die niederschlagende Beobachtung machen, daß die Vertreterinnen des Herdfeuers und der Nähmadel immer kühler gegen seine spannenden Romane wurden und sich von seinen Prämien nicht mehr blenden ließen.

Er machte verzweifelte Anstrengungen; er redete sich hungrig im Dienste seiner Verlagbuchhandlung und erwarb nicht mehr so viel, daß er sich dann wieder satt essen konnte. Die Prinzipale waren gegen seine Sorgen völlig gleichgültig. Sie hatten schon genug erworben, sie konnten es aushalten, wenn der Abonnenten um einige Hundert weniger wurden; Voranschüsse der Verlagbuchhandlungen gewöhnlich nicht, das ist gegen das Prinzip, und am Prinzip müssen sie festhalten; der Kolorist mag nur neue Abonnements-Aufnahmen bringen, dann erhält er Provision.

Nun, — Lades brachte Abonnentenzettel und nahm neue Prämien mit, um sie anzupreisen. Er bekam Geld und stillte seinen Hunger. Das war ihm die Hauptsache; als er sich satt gegessen hatte, wurde ihm sehr angstlich zu Muth und er machte sich mit einem Eifer an das Werk des Abonnentensuchens.

Denn in Wahrheit hatte er noch gar keine Abonnenten gefunden, als er die Zettel präsentirte. Die Zettel waren von ihm gefälscht worden, — gefälscht aus Hunger. Bei seinen neuerlichen Bemühungen hatte er eben so wenig Erfolg wie früher. Er verkaufte, um zu wiederholten Malen seinen Hunger zu stillen, auch noch die ihm anvertrauten Musterlatten und Bilder.

Natürlich wurde die Unterschlagung, sowie der Betrug baldigst entdeckt. Vor Gericht hatte der Kolorist keine andere Entschuldigung, als seine Noth. Er wurde zu 1 Jahr 2 Monaten Gefängnis und dreijährigem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Die deutschen Glasarbeiter in England und Schottland erlassen eine Warnung an alle Kollegen in Deutschland, ja nicht auf ein Engagement nach diesen Ländern einzugehen. Es befinden sich namentlich die schottischen Glasarbeiter in Streik. Ursache: Die schottischen Glasarbeiter

hatten auf den 15. Februar einen Kongress nach Glasgow einberufen. Auf diesem waren von jeder Fabrik ein Arbeiter und ein Beamter, resp. ein Fabrikherr. Die Fabrikanten verlangten, daß pro Tag 6 Duzend Flaschen mehr abgeliefert werden sollen, (die Schotten haben nämlich festen Wochenlohn und haben pro Tag ein bestimmtes Quantum abzuliefern, für die Waare, welche sie mehr produziren, erhalten sie eine Extra-Entschädigung und wurden bisher für 144 Stück 4 Mk. 50 Pf. bezahlt), während sie nunmehr für dieselbe Zahl nur 3 Mk. 50 Pf. erhalten sollen. Die Arbeiter erklärten sich mit der Forderung einverstanden, wenn der Preis der Mehrarbeit auf 4 Mk. 50 Pf. stehen bleibe; außerdem wollten sie die Verbindung, daß die Fabrikanten keine deutschen Arbeiter mehr beschäftigen. Diese Forderungen wurden jedoch von den Fabrikanten einstimmig abgelehnt, worauf die Arbeiter die Arbeit niederlegten. Die deutschen Arbeiter streiken nicht, da dieselben nur auf Stücklohn arbeiten und überdies höheren Lohn wie die Schotten haben. Damit sind übrigens die Schotten einverstanden, doch könnte der Fall eintreten, daß auch den Deutschen niedriger Lohn zugemuthet werde, in welchem Falle sie dann gemeinschaftliche Sache mit den Schotten machen werden. Wie es in dem Berichte heißt, soll ein Herr aus Pontegello nach Deutschland gereist sein, um deutsche Arbeiter zu holen, um dadurch die Schotten zur Beendigung des Streiks zu zwingen. Dieses zu verhindern, erlassen die Deutschen diese Warnung, daß sie im Interesse der Arbeiter Sache dem Streike der Schotten sympathisch gegenüberstehen. Alle arbeiterfreundlichen Blätter werden um Abdruck dieses Berichtes gebeten. Die deutschen Glasarbeiter in England.

Aus Ostpreußen. Ein förmliches Auswanderungsbüro herrscht gegenwärtig in vielen Kreisen unserer Landbevölkerung, welches bezeichnender Weise auf die neuen deutschen Kolonien, insbesondere das „australische Deutschland“ gerichtet ist. Die Leute glauben fest und fest, daß nicht nur die Ueberfahrt von Hamburg ab frei ist, sondern daß auch alle Dienstverträge durch die Anmeldung zur Auswanderung dorthin ohne weiteres gelöst seien. Unverständige Befürchte der Reichstagsberichte über die Dampfersubvention haben hierzu beigetragen; doch scheinen auch Betrüger, die sich als Agenten ausgeben, thätig zu sein. Man wird in manchen Theilen der Provinz Röhre haben, die entstandene Aufregung zu beschwichtigen. Hier und da haben sich unter jungen Leuten, Hanoverlern und Wandwirthren schon förmliche Auswanderungskomitees gebildet.

Hof, 31. März. Das „Sparen“ nimmt hier immer größere Dimensionen an, d. h. das Sparen an Lebens- und Genußmitteln, weil die gekahlten Löhne geradezu unter aller Kritik sind. Vom „Sparen“ im Sinne des seligen Schuler aus Delligs kann natürlich keine Rede sein. Zwar hat ein national-liberaler Rustepatriot, seines Zeichens Advokat, während des letzten Wahlkampfes in einer Agitationsrede gesagt, „ein Arbeiter, Familienvater mit 5 Kindern, könne mit einem täglichen Verdienste von 1 Mk. 20 Pf. recht gut leben!“ — Es ist nur im höchsten Grade merkwürdig, daß die braven Leute, die das so genau wissen, und die Sache nicht einmal vor machen! Es ist keine Kunst, von oben herab über Arbeiterverhältnisse abzuurtheilen, den Arbeitern mangelnden Sparsinn z. v. vorzuwerfen, — eine wirkliche Kunst aber wäre es, ein Beispiel durch die Praxis zu geben. Wir glauben nun allerdings, daß dem „weisen“ Herrn, der den zitterten Satz kalten Blutes ausgesprochen hat, der genannte Betrag oft kaum zum Gabelstübchen reicht; damit er nun in Zukunft seine Junge etwas im Hause hält und nicht solch frivole, unverantwortliche Redensarten ausstößt, wollen wir ihm ein kleines Rechen-exempel vorführen, Zahlen beweisen ja bekanntlich. Ein Laib Brod, den eine aus 7 Köpfen bestehende Familie, welcher kein Geflügel und keinliches zur Verfügung steht, pro Tag unbedingt aufzehrt, kostet 65 Pf., er braucht ferner in Ermangelung von etwas Besserem für ca. 70 Pf. Kartoffel, 30 Pf. für Kohlen, 5 Pf. für Öl, 10 Pf. für Holz 25 Pf. für Hauszins, das macht allein schon 2 Mk. 5 Pf. Dabei ist nun noch kein Pfennig für Salz, Kaffee, Zucker, Milch, Fleisch, Kleidung, Steuern u. gerechnet. Um diese letzteren Bedürfnisse zu bestreiten, dazu wäre doch allerdings mindestens noch 1 Mk. nöthig! Nun kommen Sie gefälligst einmal zu uns, Sie Pfiffikus von einem Rechtsbeistand, leisten Sie unsere Arbeit und leben dann mit einer Frau und fünf Kindern von 1 Mk. 20 Pf.! Es ist wirklich der reine Hohn und verdiente als „Aufreizung“ bestraft zu werden, den Arbeitern dergestalt in das Gesicht zu schleudern. Kein Wunder übrigens, daß nach solchen Kraftreden thatsächlich diverse Unternehmer ihre Lohnzahlungen einziehen. Unter den Handweirern sind gegenwärtig die Schneiderei ganz besonders schlecht bezahlt und ist es namentlich ein Herr, der ein feines Maßgeschäft betreibt, welcher schlechter bezahlt als der verfassungsmäßigste Klebmann und Schaberer. Die Arbeiter dieses Mannes sind wirklich nicht im Stande, sich anständig zu nähren, von anderen Bedürfnissen, die der stolteste Mensch hat, ganz zu schweigen. Es wäre wünschenswerth, daß in jedem Arbeitsnachweis ein Nachschlagebuch, ein schwarzes Buch, auflage, damit die stehenden Arbeiter daraus erfahren könnten, mit wie viel Geldes Kind sie es zu thun haben. recht fühlbar ist hier eben der Mangel jeglicher Organisation, und es wird auch nicht besser werden, so lange die Arbeiter gleichgültig dahinleben, statt sich um ihre eigenen Interessen zu kümmern und in Fachvereinen sich zusammenzutun.

Leipzig, 31. März. Am vorigen Montag fand hier selbst die Generalversammlung der sächsischen Textil-Industriellen beauftragt die Gründung einer Berufsgenossenschaft für das königreich Sachsen statt. Dieser Versammlung, an der 146 Vertreter mit 414 Stimmen Theil nahmen, wohnte der Geh. A. gl. r. Rath v. Böttger bei. Die Bildung der Berufsgenossenschaft wurde einstimmig beschlossen, nachdem vorher ein Antrag auf Einverleibung der Thüringischen Staaten mit 3335 gegen 779 Stimmen abgelehnt worden war. Der Sitz der Genossenschaft wurde nach Leipzig gelegt und Herr Konrad Offertmann (Leipzig) provisorisch mit der Leitung derselben betraut.

München. Von Seiten der Polizeidirektion ist der Fachverein der Schneider aufgefordert worden, aus der Zentralfaktion auszutreten, weil sonst der Verein als politischer erklärt und aufgelöst würde. Die Veranlassung bezieht sich nur auf die Wanderunterstützung.

Vereine und Versammlungen.

Der Verein der Berliner Bauanschläger hält seine ordentliche diesmonatliche Versammlung mit Rücksicht auf die Osterfeiertage erst am Sonntag, den 12. d. M., in der Draniensstraße 51 bei Breuß ab.

Das fünfte Stiftungsfest des Fachvereins der Tischler findet am ersten Osterfeiertage in der „Berliner Ressource“ statt. Bilets sind nur vor dem Festabend zu haben bei den Herren Tugauer, Moysstraße 22, Hof 3 Tr., Böhm, Johanniterstr. 10, Hof 3 Tr., Beckmann, Mantuffelstraße 10, 4 Tr., Wolter, Lothringersstr. 24, 3 Tr., Stragburg, Münchbergerstr. 28 und G. Schröder, Raunynstr. 3, 4 Tr. L. An der Kaffe werden keine Bilets ausgegeben.

Die Mitgliedschaft der Metallarbeiter 8. hatte zum Dienstag, den 31. v. M., eine Versammlung nach Nies's Salon einberufen mit der Tagesordnung: Der Streik in Bielefeld. Die Versammlung wurde jedoch auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes verboten.

Die beiden Fachvereine der Möbelpolirer machen am dritten Osterfeiertage eine Herrenpartie nach den Rüdendörfer Kalkbergen und laden zu dieser hochinteressanten Partie alle Berufsgenossen, speziell die Herren Selbstständigen freundlichst ein. Sammelplatz an der Billetausgabe des Schlesischen Bahnhofes früh um 6 1/2 Uhr. Abfahrt um 6 3/4 Uhr früh (Siehe Inserat am Sonntag).

Canada.

Nach dem Vorbilde der einzelnen Staaten der nordamerikanischen Union verdient augenblicklich Manitoba, ein Einzelstaat der vereinigten englischen Kolonie Canada, Prospekt, wenn ich mich so ausdrücken darf, um die Auswanderer zu veranlassen, diesen Theil Canadas als Ziel ihrer Auswanderung zu wählen.

Die englische Kolonie Canada ist ursprünglich eine französische Ansiedlung. Dieselbe gelangte durch Kriegseroberung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an England, und dem englischen Mutterland gelang es, diesen Theil des nordamerikanischen Festlandes nach der nordamerikanischen Revolution Ende vorigen Jahrhunderts als englische Kolonie zu erhalten.

In der Zeit von 1836 bis 1847 gelang es dem demokratischen Volk Canadas, durch Steuerverweigerung und selbst gewalttätige Aufstände eine mäßig freistänige Verfassung und nach englischem Muster eine gewisse Unabhängigkeit von England in den inneren Fragen zu erlangen. Die einzelnen englischen Kolonien des Nordens Amerikas vom atlantischen bis zum stillen Ozean vereinigten sich vor einigen Jahren.

Die Kolonie British Columbia am stillen Ozean war diesem Bunde nur unter der Bedingung beigetreten, daß eine nördliche Pacific-Bahn (Eisenbahn vom atlantischen Ozean nach dem stillen Ozean) innerhalb des Gebietes Kanadas erbaut würde.

Diese Eisenbahn ist nun in ihren Hauptstrecken vollendet. Nur ein Stück über das Felsengebirge im fernen Westen — und eine Strecke welche bisher durch Dampfboote auf den Superior-See ersezt wird, so wie die projektirten Zweiglinien nach dem Norden des großen Gebietes fehlen noch. Durch diese Bahn, die längste der Erde, werden nun tatsächlich fast endlose Gebiete der Einwanderung erschlossen, denn Canada ist etwa so groß wie ganz Europa oder die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika — nämlich etwa 9 Millionen Quadrat-Kilometer (Deutschland hat nur eine halbe Million Quadrat-Kilometer).

Von dem weiten Gebiete, welches vom atlantischen bis zum stillen Ozean reicht, im Süden von den nordamerikanischen Freistaaten, im Norden von dem nördlichen Eismeer begrenzt wird, ist allerdings nur der kleinere südlichere Theil mit Nutzen anbaufähig.

Hier aber ist das Klima etwa wie in Deutschland.

Nach dem amtlichen, mit vielen Illustrationen ausgestatteten Büchlein „Manitoba“, welches gegenwärtig in allen deutschen Auswanderungsbüros und an den Häfen gratis vertheilt wird, erhält jeder Mann, welcher 18 Jahr alt oder beziehungsweise jede weibliche Familienvorsteherin, welche sich ansiedeln wollen, 160 Acres gleich 250 preussischen Morgen Ackerland nach ihrer Auswahl gegen Zahlung von 10 Dollar gleich 42 Mark 50 Pf. Eintrags- und Vermessungsgebühren zugewiesen, wogegen der Ansiedler die Verpflichtung hat, das betreffende Land unter Kultur zu nehmen, darauf ein Haus zu erbauen, welches nach Berechnung der Brochure von Holzwerk für 150 Mark herzustellen ist, und wenigstens drei Jahre lang dieses 6 Monate hindurch zu bewohnen.

Es wird nicht verlangt, daß der Heimstättenlind Nachsuchende das Bürgerrecht erwerbe, wie in den Vereinigten Staaten, wo dieses um sechsährige ziemlich ununterbrochene Anwesenheit auf der Heimstätte, welche dort nur 125 preuss. Morgen beträgt, verlangt wird.

Die Brochure schildert natürlich das Land Manitoba als äußerst gesund, ungemein fruchtbar, reich an Wild und die Gewässer voll der wohlwärmendsten Fische, bei freier Jagd- und Fischereirechtigkeit für Jedermann. Es werden die in Deutschland vorwiegend gebauten Produkte, Weizen, Gerste, Kartoffeln, selbst Melonen und alle unsere Rohstoffe und Gartenprodukte, so wie Hopfen und Flachs.

Rechnen wir noch den vorhandenen Kohlen- und Metallreichthum und die Thatsache, daß dort Vieh, Kindsvieh, Schafe und Pferde den ganzen Winter über draußen weiden, freie Schulen, so wie mächtig aufblühende Städte und die große Zahl deutscher Landsleute, welche vielfach besondere Vorkenntnisse bilden; den hohen Tagelohn für Handwerker (12—17 Mark für den sechshündigen Arbeits-

tag), die mäßigen Steuern und das Vorhandensein der Militärpflicht hinzu, so ist gewiß nach dieser Schilderung das irische Paradies vollständig.

„Für den Deutschen,“ heißt es in der Brochure, „hat die Ansiedlung dort besonders den großen Vortheil, daß er dort als Deutscher auftreten und ein Deutscher bleiben kann, ohne in seinen bürgerlichen wie in seinen politischen Rechten im mindesten gefährdet zu sein. In anderen Worten, wenn der deutsche Ansiedler in den Vereinigten Staaten mit Seele und Körper sozusagen annektirt, klassifizirt und politisch inorporirt wird — er hat dort einen Eid zu leisten, worin er sich von jeder Pflicht gegen sein Vaterland löst — so hat er dies in Canada nicht nöthig und wird den politischen Verhältnissen seines Vaterlandes nicht entfremdet.“ Ein Herr Dr. Otto Hahn meint sogar: daß der Zweck der deutschen Kolonialpolitik dadurch erreicht würde, daß wir dafür sorgen, daß die Deutschen nach Canada auswanderten, wo sie aber Deutsche bleiben könnten.

Wenn nun auch zu hoffen ist, daß die canadischen Kolonien sich bald ebenso von England frei machen werden, wie es mit den australischen Kolonien allem Anschein nach bald der Fall sein wird, so scheint es doch, als wenn gegenwärtig die Zeit zur Auswanderung nach Canada für einen solchen Auswanderer, welcher wenigstens eine politische Gleichheit sucht, noch nicht gekommen ist. Gerade das, was auf diesem Gebiete von der canadischen Regierung als Vortheil gepriesen wird, erscheint nach dieser Richtung hin als eine Schattenseite der Ansiedlung, in den canadischen Kolonien, obgleich nicht bestritten werden kann, daß in den Vereinigten Staaten auf dem Gebiete der Sozialpolitik ebenfalls noch sehr vieles zu besetzen ist.

Zum Lotteriewesen.

Die Kommission des Abgeordnetenhauses, welcher die Anträge Bödiker und Franke, betreffend das Spiel in auswärtigen Lotterien, zur Vorberatung übergeben worden waren, hat schriftlichen Bericht über ihre Thätigkeit erstattet und schlägt folgenden Bescheid dem Plenum zur Annahme vor: „Entwurf eines Gesetzes, betreffend das Spiel in außerpreussischen Lotterien.“

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc. verordnen, unter Zustimmung beider Häuser des Landtages der Monarchie, für den Umfang derselben, was folgt: § 1. Wer in außerpreussischen Lotterien, die nicht mit königlicher Genehmigung in Preußen zugelassen sind, spielt, wird mit Geldstrafe bis sechshundert Mark bestraft. § 2. Wer sich dem Verkaufe von Loosen zu vergleichlichen Lotterien unterzieht oder einen solchen Verkauf als Mittelsperson betreibt, wird mit Geldstrafe bis 1500 Mark bestraft. § 3. Den Lotterien sind hierin alle außerhalb Preußens öffentlich veranstaltete Auspielungen beweglicher oder unbeweglicher Sachen gleich zu achten.

Der Geh. Ober-Regierungsrath Marcicowski (Regierungskommissar) gab in der Kommission die folgenden Erklärungen ab:

„Der Ursprung des Handels der Privatkollekten mit Staatslotterielosen läßt sich auf den Zeitpunkt zurückführen, mit welchem für die Staatskollekten die Möglichkeit aufhörte, den Anforderungen des Spielbedürfnisses durch Gewährung der entsprechenden Zahl von Loosen beziehungsweise Loseabschnitten zu genügen. Der Betrieb der Privatkollekten hat sich in den letzten Jahren stetig gesteigert und zu einem besonders lukrativen Geschäft entwickelt. Die Händler rechnen hierbei hauptsächlich auf den kleinen Mann und bieten deshalb Antheile von 1/200 sogar 1/100 zu Preisen aus, welche auch der kleine Handwerker, der Unterbeamte, der Arbeiter, zu zahlen vermag. In der Regel entrichtet der Spieler an die Privatkollektoren für einen Loseabschnitt von 1/200

für die erste Klasse	0.75 M.
für die zweite Klasse	1.00 „
für die dritte Klasse	1.50 „
für die vierte Klasse	4.50 „
7.75 M.	

Das ganze Loos wird daher von dem Losehändler meistens mit 400 M. verwerthet, wofür in vielen Fällen noch eine Gewinnprovision von 0.10 M. von 3 M. (6 1/2 pCt.) hinzutritt. Der Händler entrichtet an die Mittelsperson, welche ihm das Loos aus einer Staatskollekte zuführt, in der Regel 311 M. hat also, abgesehen von der erwähnten Gewinnprovi-

mit ihnen die Treppe hinab und stellte sie seiner Frau vor, deren Ueberraschung noch größer war, als die seinige gewesen.

Es war seit langer Zeit ein Tag der Freude, dieses kleine Verlobungsfest.

Dreizehntes Kapitel.

Emmy's Reich, nach Berlin zu reisen und dort wieder Alles in's Gleichgewicht zu bringen, gefiel Amberg zu wohl, um denselben nicht zu verlassen.

Am nächsten Tage reiste er ab, und je mehr er sich die Sache überlegte, desto mehr kam er zu der Ueberzeugung, daß es ihm sicher noch gelingen werde, den schlimmen Eindruck abzuschwächen und seinen Bruder, falls dieser gegen ihn erzürnt sein sollte, umzustimmen.

„Er ist viel zu gutmüthig,“ sagte er sich, „und wenn ich nun gar die Miene eines Reuigen annehme, ihn und Rätthchen in rührenden Worten um Verzeihung ansehe, dann ist Alles vergessen.“

Mit solchen Betrachtungen langte er in Berlin an. Schon als die Droschke, welche ihn vor das Haus führte, dort anhielt, verlor sich die hoffnungsvolle Stimmung, in welche ihn seine Betrachtungen versetzt hatten, urplötzlich.

Er sah im ersten Stock, wo sich seines Bruders Wohnung befand, trotz der winterlichen Kälte einen Theil der Fenster geöffnet. Eine Frau kam aus dem Hause heraus, deren Kleidung, halb Trauer, halb derber Arbeitsanzug, ihn sofort an die Persönlichkeit erinnerte, die in Neustadt bei jedem Todesfall Dienste zu leisten pflegte. Eine eigenthümliche Stille herrschte auf dem Flur, und als er die Treppe hinaufstieg, sah er eines der Dienstmädchen seines Bruders vorübergehen, auch dieses trug ein schwarzes Tuch.

„Himmel,“ murmelte er vor sich hin, „sollte ich zu spät kommen?“

Er klingelte, und so wie er nur den Korridor betrat, wußte er, daß seine Befürchtung sich bewahrheitete. Bertha kam ihm in tiefer Trauer und weinend entgegen.

Das Hauspersonal war schweigend und gedrückt, und jeder mehr oder minder mit einem solchen Abzeichen der

Tron, bei jeder Lotterie bei dem Absatz eines Looses einen Nutzen von 185 M., mithin für die beiden im Laufe des Jahres gespielten Lotterien einen solchen von 370 M., während die Vermittler bei jedem Loose für jede Lotterie einen Gewinn von 151 M., also pro Anno einen solchen von 302 Mark erzielen. Der Spieler bei der Privatkollekte zahlt mithin bei Zugrundelegung dieser Biffen für ein Loos den Reibrtrag von 672 Mark. Der Umfang des Geschäftsbetriebes der Privatkollekten läßt sich schwer auch nur annähernd feststellen. Immerhin ist jedoch anzunehmen, daß der Handel mehrere Tausend Loose umfaßt, und wird, da bei 1000 Loosen nach der vorhin aufgestellten Berechnung ein Reibrtrag von 672 000 Mark bedingt wird, die erhebliche wirtschaftliche Bedeutung dieses Looshandels nicht wegzuleugnen sein. Die Lotterieverwaltung hat deshalb dieser Form des Geschäftsbetriebes unausgesetzt ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Den Lotteriekollektoren ist auf's Strengste verboten, Loose an Verkäufer abzugeben, und dürfen auch Loosebestellungen von solchen Personen, von welchen Loose an Looseshändler gelangt sind, oder von denen anzunehmen ist, daß sie Loose zur Wiederbegebung kaufen, nicht berücksichtigen werden. Zuwiderhandlungen der Lottereeinnehmer gegen diese Vorschriften haben die Verwirkung der Kollekte zur Folge. Die Lotterieverwaltung ist jedoch bisher außer Stande gewesen, mit diesen Mitteln dem erwähnten wirtschaftlichen Mißstande merklich entgegenzuwirken. Ungeachtet in jedem Jahre eine erhebliche Anzahl von Privatkollekten und eine große Zahl der in deren Interesse thätigen Mittelspersonen zur Kenntniß der Staatslottereeinnehmer gebracht werden (seit dem Jahre 1875 sind in den von der Generallotteriedirektion geführten Listen 201 Privatkollekten und 3388 Vermittler derselben notirt), ist es bisher nicht gelungen, den Vertrieb wesentlich herabzumindern. Die Schwierigkeit, dem Mißstande zu steuern, liegt in der Unmöglichkeit, den Privatkollekten die Zufuhr abzuschneiden. Die Mittelspersonen gehören nicht etwa lediglich oder vorwiegend den unteren Gesellschaftsklassen an, finden sich vielmehr in allen Schichten der Gesellschaft. In den Listen sind Bankiers, Rentiers, Gutbesitzer, Probierer, Professoren, Lehrer, Künstler, Aerzte, Militärs, Beamte, Damen der besseren Stände und sonstige Personen aufgeführt, bei denen die Vermuthung einer Kollision mit den Privatkollekten nicht ohne Weiteres Platz finden darf. Das in der Petition vorgeschlagene Verbot würde nun zwar das Uebel vollständig beseitigen, die Durchführung desselben würde indeß, da eine Beschränkung der Gewerbefreiheit in Frage käme, nur im Wege der Finanzverwaltung jede Maßregel zur Einschränkung oder Aufhebung des Privatlooshandels willkommen sein würde, so dürfte doch jede darauf gerichtete legislatorische Anregung dem schwerwiegenden Einwande begegnen, daß es sich hier um Abhilfe gegen einen ausschließlich in den Einrichtungen der preussischen Finanzverwaltung begründeten Mißstand handelt, welcher einerseits nicht bedeutend genug ist, um eingreifende prohibitorische Bestimmungen zu rechtfertigen, andererseits aber durch eine entsprechende Aenderung der Lottereeinrichtung (Bermehrung des Loose) wesentlich abgeschwächt werden könnte.“

Politische Uebersicht.

Das dem deutschen Reichstage vorliegende Arbeiterschutzgesetz macht der „Nordd. Allg. Zeitung“ recht erhebliche Kopfschmerzen. Das Bedürfnis nach Arbeiterschutz kann sie nicht leugnen, die nackten Thatsachen sprechen zu deutlich, es bleibt also nur übrig, an der Form des Entwurfes zu rütteln und dieser Thätigkeit befehligen sich die „Nordd.“ in besonderem Grade. Man merkt freilich, daß es ihr sehr schwer fällt, die Gründe gegen das Gesetz zu finden, aber für sie heißt es: „Der Bienen muß“ und so werden denn Gründe an den Haaren herbeigezogen, um den Beweis zu liefern, daß das Gesetz ja „eigentlich“ die Arbeiter schädige. Wie rührend und naiv! Weil die Arbeiter unter diesem Gesetz zu leiden hätten, kann das offiziöse Blatt nicht für dasselbe eintreten! Das Gesetz geht zu weit, es beschränkt die „persönliche Freiheit“ der Arbeiter, so orakelt der Offiziosus weiter. Sollte man nicht glauben, daß die Schreiber der „Nordd.“ bei Schulze-Delitzsch und Eugen Richter ihre sozialpolitische Aus-

trauer bekleidet. In ihrem Schmerz fiel ihm Bertha um den Hals und weinte.

„Wo unser geliebter Bruder hat ausgelitten?“ sagte Amberg. „Ist es wahr, was ich befürchte?“

„Ja, ja; er hat ausgelitten — diesen Morgen!“ schluchzte Bertha.

Mit einer Miene namenloser Betrübniß und tiefsten Kummers trat Amberg in das Wohnzimmer, wo Rätthchen auf dem Sopha saß, das Antlitz mit einem Taschentuch bedeckt, das von Thränen bereits feucht war.

Amberg ließ sich neben ihr nieder, zog ebenfalls sein Taschentuch und begann sich die Augen trocken.

„Meine liebe, theure Schwägerin,“ begann er, „bedenken Sie, daß es Ihre Pflicht ist, sich durch Ihren Kummer nicht hineinziehen zu lassen, daß Sie sich zum Glück Ihrer Verwandten zum Segen Ihrer Mitmenschen erhalten. Bekämpfen Sie Ihren Schmerz, wie ich ihn bekämpfe. Die Zeit wird ein lindernder Balsam für die Wunde Ihres Herzens sein; Sie werden vergessen lernen — Sie müssen vergessen lernen.“

„Nie! Nie werde ich ihn vergessen,“ schluchzte Rätthchen. „Rein, wie könnte ich ihn vergessen, der das ganze Glück meines Lebens ausmachte! . . . Alles, was das Leben an Freude und Glück in sich schloß, war er mir. Nie, nie werde ich ihn vergessen!“

Eine Frage hatte Amberg schon längst auf den Lippen. Er hatte aber doch nicht gewagt, dieselbe an Rätthchen zu richten.

Eine Gelegenheit zu erfahren, was zu wissen ihm am meisten am Herzen lag, bot sich, als jetzt Strahlenau eintrat und ihm winkte, in das Nebenzimmer zu kommen.

„Er ist ruhig und in Frieden eingeschlafen,“ sagte Strahlenau, indem er Paul Amberg in das Nebenzimmer führte; „und wenn man ihn so daliegen sieht, glaubt man einen Schlummernden und nicht einen Todten zu sehen. Der treffliche Mann! Man sieht es seinen Zügen noch im Tode an, daß er mit ruhigem Gewissen aus der Welt geschieden.“

Der Todte war bereits eingefargt. Der Sarg stand auf einem Katafalk, umgeben mit all' dem Schmuck,

Feuilleton.

133 Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dux.

(Fortsetzung.)

„Ich bin glücklich, wenn Du mich liebst, Wilhelm, und wenn Du vergessen lannst, daß ich mich einmal zu Handlungen verleiten ließ . . .“

„Still, still, Emmy, Du vergißt unser Uebereinkommen, daß wir davon nicht mehr sprechen wollen. Deine Klugheit und Deine Liebeshörigkeit haben einmal unedlen Zweden gedient, fortan sollen sie nur dazu beitragen, unser häusliches Glück zu vollenden.“

„So sei es, Wilhelm! . . . Nun Onkel, verweigere Du uns noch Deinen Segen?“

Amberg war, wenn er überhaupt eines tieferen Gefühles fähig gewesen wäre, fast gerührt.

Nicht allein die Aussicht, in den Besitz der fünftausend Thaler zu gelangen, so daß er nicht genöthigt war, sein eigenes Vermögen zuzusehen, hatte ihn auf einmal in eine bessere Laune gebracht, auch Emmy's Glück erheiterte sein Gemüth.

Er kannte ihre Vorzüge am besten; er liebte sie nicht nur wie seine Tochter — er bewunderte ihre Talente geradezu, und so war es für ihn denn ein hochwichtiger Moment, sie ihrem künftigen Gatten verloben zu können.

„Ich verliere viel an Dir, Emmy,“ sagte er, „Dein zukünftiger Gatte wird an Dir einen Schatz haben, davon bin ich überzeugt. . . Vergiß nicht, Emmy, daß ich Dich geliebt habe, und wenn Du Dir Bewußtseinsbisse machst, mach' mir nicht Vorwürfe, verdamme mich nicht, und denke nicht gehässig an mich. Ich habe Niemanden auf der Welt, Emmy, der mich liebt; so warst Du mir ein Trost und Deine Anhänglichkeit mein größtes Glück. . . Wenn ich Dich verleitet zu Handlungen, die Du bereuist, suche eine Entschuldigung für mich darin, daß das, was ich thun wollte, ja auch Dir zu Gute kommen sollte.“

Amberg nahm die Verlobten unter seine Arme, ging

Widung getroffen haben? Gerade so sprechen Herr Eugen Richter und seine Kämpen auch, es ist also eine frappante Ähnlichkeit vorhanden zwischen den offiziellen in der „Nordd.“ und denen des „Reichsfreund“. Und warum auch nicht, es herrscht ja stets eine auffallende Uebereinstimmung in beiden Lagern, wenn es gilt die „persönliche Freiheit“ des Arbeiters zu retten. Bei dieser „Arbeit“, auf diesem nicht mehr angeordneten Wege hat ja immer die Ausöhnung der feindseligen Brüder stattgefunden. — Mit Recht hat das offiziöse Organ oft den Links-Liberalen den Vorwurf gemacht, daß sie untergeordnete Fragen mit einer Wichtigkeit und Grobsererei behandeln, die in keinem Verhältnis zu dem Werth der Sache stehen, während sie für Ideale kein Verständnis hätten und nicht fähig seien, von höheren Gesichtspunkten aus zu urtheilen. — Aber wo bleibt die Logik? Gegen die Grundzüge des Schutzes kann die „Nordd.“ nichts einwenden, desto mehr sucht sie aber mit den der Kumpfkammer des Liberalismus entlehnten und total verrosteten Waffen gegen einzelne Bestimmungen desselben anzukämpfen. — So äußert sich z. B. das Blatt in Bezug auf die Arbeitsämter: „Man braucht nämlich gerade kein großer Bestimmt zu sein und kann doch zu der Meinung kommen, daß die Arbeitsämter, so wie sie in dem Antrage konstruirt sind, gerade in diesem Punkte sich kaum jemals über positive Beschlüsse einigen würden.“ Und weiterhin: „Da nun die Arbeitsämter auf Grund allgemeiner gesetzlicher Vorschriften der Unternehmer und Arbeiter aus Beiden gleich stark formirt werden sollen, dürfte gerade der Arbeitsschutz ein Gebiet sein, auf welchem etwas Positives kaum durch dieselben je zu Stande kommen dürfte.“ — Ferner: „Nehmen aber wirklich solche positiven Beschlüsse der Arbeitsämter zu Stande, so darf man sich nur daran erinnern, daß zwischen 100 und 200 derselben errichtet werden sollen, um erreichen zu können, welche Wichtigkeit auf diesem für die allgemeinen Interessen so wichtigen Gebiete in Kürze Platz greifen dürfte. Berlin würde z. B. 8—12 Arbeitsämter zu bilden haben; da „könnte“ es sich doch sehr leicht ereignen, daß in einem Hause hinsichtlich des Maßes von Arbeitsschutz ganz andere Bestimmungen gelten könnten als in dem daneben gelegenen, und das dürfte denn doch zu unerträglichen Zuständen führen.“ Aus diesen Ergüssen ist deutlich genug zu ersehen, daß es sich in dem beregten Artikel lediglich um Kleinigkeiten handelt. Vorläufig sind aber diese Beschlüsse doch nur Verurtheilungen des Artikelschreibers; es muß doch erst abgewartet werden, ob die und da nach Einführung des Gesetzes sich ein Uebelstand herausstellt. Weis denn das genannte Blatt nicht, wie man die Gesetze behandelt, welche nach ihrer Einführung sich als fehlerhaft erweisen? Nun dann wollen wir es dem gelehrten Blatte sagen: „Man verbietet sie!“ Und was würde mit dem Arbeitsschutz geschehen, wenn es läden aufweisen sollte? Antwort: „Dann wird es verbessert!“ — In der „Nordd.“ das klar? Oder glaubt das Blatt, daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, wenn sich nach Einführung des Gesetzes irgend ein Mangel in demselben herausstellt, der Entwurf auf diese Mängel hin abgelehnt werden muß? Nun, dann wird überhaupt kein Gesetz mehr geschaffen werden können, denn solche Gedanken finden in Hinblick auf jeden Gesetz-Entwurf Raum.

Lokales.

Die Verlegung der Rathswaage aus dem gegenwärtig im Abbruch begriffenen früheren Arbeitshause nach dem nebenbei am Alexanderplatz gelegenen neu errichteten Gebäude wird voraussichtlich erst am 1. Mai d. J. erfolgen können. Es ist aus diesem Grunde auch bereits gestern der von dem Unternehmer stoff betriebene Abbruch an diesem Theile des Arbeitshauses inhibirt worden. Die Verlegung der Rathswaage nach ihrem neuen Domizil bezw. die Herausnahme der eisernen Bestandtheile und die Wiederanbringung derselben in dem neuen Lokale wird etwa 8 Tage in Anspruch nehmen, auf welchen Zeitraum die Waage geschlossen bleibt. Jetzt ist man mit der Anbringung der aus Wellblech konstruirten eisernen Ueberdachung für die neue Rathswaage beschäftigt.

b. Röhle Ostern, wie dies Mal, haben wir seit langen Jahren nicht gehabt. Der gestrige Gründonnerstag trug seinen Namen mit Unrecht. Raum, daß sich an besonders geschickten Stellen ein paar Blattknospen hervorwogen. Die Bäume stehen wintertlich kahl da und ein rauher Ostwind fegt durch die Straßen.

b. Aller Art kleinstädtische Ehenwürdigkeiten durchziehen jetzt mit ihren unförmlichen, gelben, grünen und rothen, mit kleinen Inschriften bemalten Gefährten die Stadt nach Süden und geben sich auf dem Terrain der verlassenen schwedischen Eisbahn ein Rendezvous. Eine echte und rechte Vogelwiese soll zu den Festtagen daselbst eröffnet werden. So ein kleinstädtischer Hof für den Berliner, der dazu nach Dresden und Leipzig reist, etwas Anziehendes. Eine ganze Wagenburg ist auch bereits hinten auf dem Platz aufgefahren, und schon fangen sich Gassen jener grotesk bemalten Luden zu

den man einem lieben Todten als letzte Ehre angedeihen läßt.

Andächtig stand Strahlenau neben dem Sarge und betrachtete die Hügel des entschlafenen Freundes und Verwandten.

Amberg stellte sich auf der anderen Seite neben den Sarg.

„Mein lieber Freund Strahlenau,“ sagte er, sich an diesen wendend, „es freut mich zu hören, daß mein Bruder ohne schweren Kampf ruhig entschlafen ist. . . Wie sieht's mit seiner Hinterlassenschaft? Hat er ein Testament gemacht?“

„Mehrere Tage vor seinem Tode,“ antwortete Strahlenau unangenehm berührt durch diese profane Frage in einem solchen Augenblick.

„Und der Inhalt des Testaments? Ist's dabei geblieben, daß Rätchen die Hälfte erhalten hat?“

„Diese Frage würde am schicklichsten gethan, nachdem die irdischen Reste Ihres Bruders der Erde übergeben sind,“ versetzte Strahlenau ernst und nachdrücklich.

„Nun freilich, freilich, Sie haben Recht; indessen da ich dabei interessiert bin, und von den Vorgängen hier nichts weiß, so werden Sie meine Neugierde vergehlich finden; man will doch wissen, woran man ist.“

„Er hat sein Testament so eingerichtet, wie er es einrichten mußte, ohne ein Unrecht zu begehen,“ war Strahlenau's Antwort. „Rätchen ist Universalerin!“

„Was?!“ schrie Amberg so laut, daß er selbst über seine Heftigkeit erschrak.

Die leeren Wände des Zimmers widerhallten seinen Ruf, der wie eine Entweihung des Todeschweigens in diesem Zimmer erklang.

„Was, Rätchen Universalerin?“ fuhr er in etwas milderem Tone fort. Und wir? Ich — nichts?“

„Lassen Sie diesen Gegenstand,“ antwortete Strahlenau. „Ich bin nicht in der Stimmung, mit Ihnen darüber zu sprechen, und Sie werden wahrscheinlich in diesem Hause Niemand in der Stimmung finden. . . . Es ist ja bei Eröffnung des Testaments noch Zeit genug, Ihr Mißfallen über Ihre getäuschte Hoffnung auszusprechen.“

bilden an, deren schreiende Inschriften: „Mechanisch-historisches Welttheater“, „Die weltberühmten Automaten“ u. s. w. in so grellem Widerspruch mit ihrem Inhalte stehen. Mitlen in der Wasse steck ein Wagen-Angehörig im Sande fest, und 8 Pferde müssen vorgelegt werden, um es herauszubringen. Ringsum hört man den unverfälschten Bismarck-Dialekt, denn Sachsen, das Eldorado der Vogelwiesen, hat das Hauptkontingent der „Künstler“ gestellt. Und auch die militärisch-fiskalischen Bläse an der Plonierstraße bedecken sich noch dichter, als bisher, mit Schaubuden.

In dem letzten türkischen Reichsanzeiger ist zu lesen: „Se. M. der Sultan hat gnädigst geruht, dem Direktor der „Nordd. Allg. Ztg.“ und Herrn Wisse, dem Direktor des „Berl. Tagebl.“, die dritte Klasse des hochangesehenen Redaktions-Dienstes zu verleihen.“ Dem Verdienst seine Krone!

N. Die ersten Störche zeigten sich gestern früh in unserem Nachbarorte Argdorf. Dieselben kreisten um genannte Zeit über der Vereinsbrauerei umher und wandten von hier ihren Flug in der Richtung nach Schöneberg.

a. Der seit nahe an zwei Jahren steckbrieflich wegen betrüglichen Bankrotts verfolgte Kaufman Köhler ist von der Kriminalpolizei gestern, in der Wohnung von Verwandten in der Dennewitzstraße verhaftet, ermittelt und verhaftet worden. Köhler hatte Ende des Jahres 1882 und Anfang 1883 ein Zigarrengeschäft an der Ecke der Neuen Wilhelm- und der Dorotheenstraße betrieben und durch die falschen Forderungsbücher wohlhabend zu sein und kurz vorher eine Erbschaft von 54,000 M. gemacht zu haben, einen umfangreichen Kredit erhalten. Mitte April 1883 erlosch Köhler unter Zurücklassung seiner jungen Frau und zahlreicher Schulden. Auf die Anzeige der geschädigten Gläubiger wurde gegen K. das Strafverfahren wegen betrüglichen Bankrotts eingeleitet, welches jetzt nach seiner Festnahme weitergeführt werden wird.

N. Ein Rencontre, das einer der Oberwäler der königlichen Neuen Charitee mit Namen Veltig mit einem in der Charitee internirten sogenannten wilden Mann vor einigen Tagen gehabt, ist für denselben jetzt sehr verhängnisvoll geworden. Er war von dem Irrensinne ohne itzund welche Veranlassung Ende vorigen Monats in den Mittelfinger der rechten Hand gebissen worden, die Verletzung nahm jedoch einen so ungünstigen Heilverlauf, daß am vorgestrigen Tage zu einer Amputation des Fingers geschritten werden mußte. Der Heilprognostik ist ein dreierlei ungünstiger, daß man ärztlicherseits befürchtet, auch die Hand noch abnehmen zu müssen.

Grenzdeuterei eines Berliner Fabrikanten. Ein hiesiger Maschinen-Fabrikant hatte vor einiger Zeit einem angeblich in Nachen wohnenden Buchdrucker auf dessen Bestellung eine Presse im Werthe von 1200 Mark geliefert. Der Besteller, ein wegen Betrugts steckbrieflich verfolgter Mensch, wohnt aber in dem benachbarten holländischen Orte Vaals, wohin er die Presse in Sicherheit brachte. Anstatt der Bezahlung erhielt der Fabrikant nur höhnische Briefe, welche ihn zu einem Besuch der Selbsthilfe veranlaßten. Er kam nach Nachen und fuhr von dort in Begleitung seines Sohnes und einiger handfester Dienstmänner nach Vaals, um den bösen Schuldner gewaltsam über die Grenze zum preussischen Gebiet und damit in den Bereich der strafenden Gerechtigkeit zu bringen. Es glückte, ohne Aufsehen zu erregen, in die Wohnung des Buchdruckers einzudringen, er wurde gefesselt und sollte, wie die „N. B.“ meldet, eben in die vor der Thür haltende Drohsche getragen werden, als durch sein gellendes Geschrei nicht nur die Nachbarschaft, sondern auch die in Vaals stationirte Gendarmenreihe herbeieilte, welche den Bedrängten befreite, den Fabrikanten mit seinem Sohne dagegen festnahm und am nächsten Morgen gefesselt nach Naasricht brachte, wo die Angelegenheit noch ein schlimmes gerichtliches Nachspiel haben wird, da das holländische Gesetz widerrechtliche Freiheitsberaubung mit strenger Strafe bedroht. Die Dienstmänner, sowie der Kutscher hatten beim Herannahen der bewaffneten Macht Reißaus genommen, es gelang ihnen, die Grenze zu erreichen und sich in Sicherheit zu bringen.

N. Ein sehr besagter Unglücksfall trug sich am gestrigen Tage in dem benachbarten Brüg zu. Ein bei dem dort wohnenden Bauerngutsbesitzer D. in Dienst stehender Arbeiter Waffel war hier mit Dungaufschaden beschäftigt, als plötzlich einer der auf dem Wogen stehenden Arbeiter eine Heugabel fallen ließ, die den unterstehenden W. so unglücklich traf, daß ihm die eine Hand vollständig zerstückelt wurde. W. mußte sofort nach Anlegung eines Nothverbandes in die Kgl. Charitee geschafft werden.

N. Unbekannter Mörder. Ein unbekannter, anscheinend den besseren Ständen angehöriger Mann, wurde, wie uns nachträglich berichtet wird, Anfangs dieser Woche von Vergnügungszüglern im Brunwald als Leiche aufgefunden. Außer mehreren Uhrschlüsseln und neunzig Pfennigen bares Geld, wurden bei der Leiche keinelei Wertgegenstände vorgefunden. Da in der Nähe der Leiche eine kleine Glasflasche lag, welche anscheinend Bismarck enthielt, so wird angenommen, daß der Unbekannte seinem Leben durch Gift ein Ende gemacht hat. In einem niedrigen schwarzen Filzhut, der bei der Leiche lag, stand der Name D. Geynswald, Berlin, Frankfurterstraße 21. Die Leiche ist

Der Aerger, daß ihn auch diese Hoffnung getäuscht hatte, veranlaßte Amberg, sich auf sein Zimmer zurück zu ziehen, um seinen Verwandten nicht seinen Groll und seinen Aerger zu zeigen, und um selbst die nöthige Sammlung wiederzufinden und mit sich selbst zu Rathe zu gehen, wie es möglich sei, dennoch wenigstens etwas zu retten. In seinem Zimmer schritt er, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, geräuschvoll auf und ab, den Kopf gesenkt — nicht vor Schmerz gebeugt, sondern in Nachdenken versunken. Es war bereits sehr spät, als er sich zur Ruhe begab.

Am andern Morgen hörte Amberg von dem Dienstmädchen, das ihm den Kaffee brachte, daß Frau Amberg die ganze Nacht an dem Sarge ihres Gatten gewacht habe. Sie sei von dem Sopha, in welchem sie gesessen, nicht aufgestanden. Die Thüren zu den Nebenzimmern seien geöffnet gewesen.

Es sei das Schlimmste für sie zu fürchten; sie sei in ihrem Schmerz dem Wahnsinn nahe. Keine Bitte ihrer Geschwister, der Frau Elsler und ihrer Schwägerin Bertha, hätten sie vermögen können, sich eine Stunde Ruhe zu gönnen.

Amberg schaute verdrießlich dazwischen. Ein solches Uebelmaß von Schmerz hatte er bei Rätchen nicht erwartet.

Der nächste Tag verging mit Vorbereitungen zu der morgenden Leichenseier. Strahlenau, Bertha und Frau Elsler hatten die nothwendigen Vorbereitungen übernommen.

Rätchen, die sonst so sorgfältige und überall eingreifende Hausfrau, sie war jetzt für dergleichen Dinge unfähig. Sie konnte sich um nichts kümmern; es war ihr ja Alles gleichgiltig.

Amberg wurde es unter solchen Umständen immer unheimlicher im Trauerhause; am liebsten wäre er sofort abgereist. Der Schicksal halber mußte er jedoch dem Sarge seines Bruders folgen. Als der Sarg in die Gruft gesenkt und die Leidtragenden zum Trauerhause zurückgeführt waren, verabschiedete er sich sogleich, um mit der nächsten Gelegenheit nach Neustadt zurückzulehren. Seine Pläne in Bezug auf die Erbschaft seines Bruders waren vollständig gescheitert.

bedarfs eventl. Rekonstruktion nach der Leichenhalle in Ruhe leben geschafft worden.

Polizei-Bericht. Am 1. d. M. früh sprang eine Frau am Kolbuser Ufer in den Landwehrkanal, wurde jedoch herausgehoben und nach dem Bureau des 54. Polizei-Reviers gebracht, wo sie sich sehr bald wieder erhob. Nach kurzer Zeit verlor sie jedoch wieder das Bewußtsein, so daß sie nach der Charité gebracht werden mußte. — Um dieselbe Zeit versuchte ein Dienstmädchen in der Rößernstraße sich mittelst eines Glasscherbens die Pulsader des linken Armes zu durchschneiden, sein Vorhaben wurde jedoch noch rechtzeitig verhindert, so daß es nur geringe Verletzungen davongetragen hat. Nach Anlegung eines Nothverbandes wurde das Mädchen nach der Charité gebracht. — Am demselben Tage Vormittags wurde ein Mann in seiner in der Brinzen-Allee belegenen Wohnung an der Klinke der Stubenhirn abhängt vorgefunden. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft. — Am Mittage desselben Tages wollte ein Mann am Moritzplatz einen in der Fahrt befindlichen Pferdebahnwagen an dem durch das Gitter abgeperrten Vorderperron besteigen, alit hierbei jedoch ab und wurde über den linken Fuß gefahren und so verletzt, daß er nach der Charité gebracht werden mußte. — Um dieselbe Zeit wurde im Landwehrkanal unweit der Biesendorfer Brücke die Leiche eines Mannes, später als die eines Arbeiters, am Kolbuserdamm wohnhaft, ermittelt, angeschwemmt und nach dem Obduktionshause geschafft. — Am demselben Tage Abends fiel ein zwölf Jahre alter Knabe in der Hornstraße während der Fahrt von einem unbeladenen Rößelwagen, wurde überfahren und erlitt dabei einen Bruch beider Unterschenkel. Er wurde nach der Charité gebracht.

Gerichts-Zeitung.

Der erste Fall eines Vergehens gegen das Dynamitgesetz gelangte gestern gegen den Kaufmann und Bergwerksbesitzer Heinrich Ludwig Fischer vor der zweiten Strafkammer hiesigen Landgerichts I. zur Verhandlung. Der Angeklagte hat behauptet Sprengung von Felsen in seinem im Harz gelegenen Bergwerk Hündbütchen aus Knallquecksilber vorräthig, und wurden solche bei ihm Grund des im vorigen Jahre emanirten Dynamitgesetzes am 24. Oktober v. J. beschlagnahmt. Aber bereits unterm 29. desselben Monats sandte das Polizei-Büro die beschlagnahmten Hündbütchen als völlig ungeschädlich an den Angeklagten zurück. Im Februar d. J. erfolgte indeß die Beschlagnahme dieser Hündbütchen von Neuem, und auf Grund des vom gerichtlichen Coemiter Dr. Bischoff erstatteten Gutachtens, daß das zu den Hündbütchen verwandte Material unbedingt den Begriff des im Gesetze bezeichneten Sprengstoffes ausmache, die Erhebung obiger Anklage. Der Verteidiger des Angeklagten Rechtsanwalt Felix Kaufmann beruft sich auf das Gutachten verschiedener auswärtiger Sachverständigen und auf eine amtliche Auskunft der Polizeibehörden zu Hannover und Königsberg, daß das fragliche Material nicht zu dem im Dynamitgesetz bezeichneten Sprengstoff gehöre. Da ein gleicher Stoff zu Knallbonbons verwendet werde, so würde auch der Besitz solcher nach dem Dynamitgesetz strafbar sein, und die Annahme einer solchen Möglichkeit erweise geradezu absurd. Dr. Bischoff widerholt sein Gutachten und weist darauf hin, daß durch den Bundesratsbeschluß vom 13. März d. J. Knallbonbons u. dergl. Gegenstände wegen der minimalen Quantität des verwendeten Sprengstoffes freigegeben worden sind. Der Staatsanwalt beantragte das niedrigste Strafmaß von drei Monaten Gefängnis, der Gerichtshof beschloß, zunächst durch den Dr. Bischoff die Quantität des Hündstoffes genau, feststellen zu lassen und demnach die von dem Verteidiger beantragten Gutachten einzufordern.

Eine vom hiesigen Schöffengericht ausgesprochene Verurtheilung wegen Diebstahls, die bei ihrem Bekanntwerden mit Recht das peinlichste Aufsehen erregte, erfolgte nach der gestern in der Berufungsinstanz vor der zweiten Strafkammer hiesigen Landgerichts I. stattgehabten Verhandlung die allgemein erwartete Korrektur. Der Schlächtermeister Otto Hering, ein notorisch wohlhabender Mann, der bei der Viehhofbank stets hohe Geldbeträge deponirt hat, kaufte am 7. September v. J. von dem bei dem Viehkommissionär Keller angestellten Verkäufer, Buchhalter König, 39 Stück Schweine, die in dessen Weiden sofort „angeschnitten“ worden sind. Hering machte hieron seinem Treiber Kobolski mit dem Auftrag Mitttheilung, die gekauften Schweine am Nachmittag aus der Keller'schen in seine eigene Buch zu lassen. Diesen Auftrag führte Kobolski auch anstandslos aus und ließ Hering auf seine Meldung, daß die Schweine sehr schlecht auf den Weiden seien, 8 Stück davon noch an demselben Abend schlachten. Als König, der in der Meinung war, die Schweine gegen sofortige Bezahlung verkauft zu haben, dieselben am andern Morgen in der Hering'schen Buch vorfand, ließ er durch seine Leute die noch vorhandenen 31 Stück Schweine nach der feinsigen zurücktreiben und stellte an den Kobolski das Verlangen, daß dessen Meister selber zu ihm komme, widrigenfalls er die Schweine auf dessen Rechnung und Gefahr anderweitig verkaufe. Hering erklärte

ierzehntes Kapitel.

Obwohl der Weg von Bethesda nach McDonuil nicht mehr als eine Tagereise betrug, so brauchten doch Habicht und sein Freund, der Doktor Fritz Rodenburg, zwei Tage, um denselben zurückzulegen. Die Wege waren verschneit und zum Theil unpassierbar.

Der Winter in Schottland war dieses Jahr schnell und mit besonderer Heftigkeit aufgetreten. Der aufgeweichte Boden war gefroren und mit tiefem Schnee bedeckt, so daß für Fuhrwerke und Reiter die größte Gefahr vorhanden war, jeden Augenblick in den hart gefrorenen Tiefen stecken zu bleiben.

Die beiden Reisenden übernachteten in Inoerneh und setzten erst am andern Morgen ihre Reise fort.

Es war bereits am Nachmittage. Die Sonne stand nicht mehr gar hoch über dem Gipfel des Aspentgebirges, als sie den Saum des Waldes zu Gesichte bekamen, der die Grenzen des Gebietes von McDonuil bezeichneter.

Die beiden Reisenden waren dicht in ihre Pelze gehüllt. Habicht blies durch den emporgeschlagenen Kragen seines Mantels die dichten Rauchwolken seiner Pfeife und beschrieb seinem Freunde die Eigenheiten des Gebietes, durch welches sie fuhren, und machte ihn auf diesen oder jenen bemerkenswerthen Gegenstand aufmerksam, nannte ihm den Namen dieses oder jenes Dorfes, dessen Kirchthurm man von fern erblickte, oder machte ihn aufmerksam auf diese oder jene verfallene Hütte, die dort zwischen den Schluchten im Buschwerk versteckt, zuweilen sichtbar wurde.

„Zu der Zeit,“ erklärte er, „als der Schmuggel hier noch lebhaft betrieben wurde, dienten diese Hütten, die zum Theil weiter nichts sind als Höhlen, die man mit Posten verschlossen hat, den Schmugglern als Schlupfwinkel. Hier speicherten sie ihre Waaren auf, und von hier aus wurden dieselben an den Ort ihrer Bestimmung transportirt.“

„Die Gegend ist dazu geeignet,“ erwiderte Fritz, „denn abgesehen davon, daß es schwierig ist für die Hölzer die Defraudanten bis hierher zu verfolgen, sie in diesen Gegenden aufzufinden, so haben sie ja auch von hier die allerbeste Gelegenheit zu entweichen.“ (Fortf. folgt.)

hierauf, die 31 Schweine gar nicht abzunehmen, und es kam infolge dessen zu einem Prozeß zwischen Reiter und Herring. Der Erstere brachte außerdem auf den Rath seines Rechtsbeistandes gegen letzteren noch eine Denunziation wegen Diebstahls an, und in der That verurtheilte die 69. Abtheilung des krieglichen Schöffengerichts den Angeklagten zu fünf Tagen Gefängnis, indem es in dem Fortstreifen der 39 Schweine aus der Nacht des Verkäufers ohne vorherige Bezahlung und in dem Schlachten von 8 Stück eine rechtswidrige Wegnahme erblickte. Auf die von dem Rechtsanwalt Dr. F. Friedmann eingelegte Berufung fand eine nochmalige eingehende Vernehmung des Buchhalters König statt, a. d. der sich zur Geldzahlung gab, er die Baarzahlung nicht direkt verabreicht, sondern aus den zwischen ihm und dem Angeklagten gepflogenen Gesprächen geschlossen habe und zwar zu Unrecht. Außerdem wurde festgestellt, daß sich die 39 Schweine in einer unverschlossenen Nacht befunden haben, während die gegen Baarzahlung verkauften Fleisch bis zur erfolgten Vorlegung der Quittung über den gezahlten Betrag in verschlossenen Büchern verwahrt werden. Unter diesen Umständen verurtheilte der Staatsanwalt auf weitere Beweisaufnahme und beantragte Aufhebung des ersten Urtheils und Freisprechung des Angeklagten, welchem Antrage der Gerichtshof nach sehr kurzer Verhandlung entsprach.

Mitleid ist ein hervorstechender Charakterzug im Gemüthleben des Weibes; daß die Ausübung dieser Tugend, in unrichtiger Weise angebracht, aber höchst verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen kann, das hat die verwilligte Rittergutsbesitzerin Schulze erfahren müssen, welche sich gestern in einer höchst heißen Lage, nämlich auf der Anklagebank vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts I. befand. Neben ihr hatte eine höchst gefährliche Verbrecherin, die unverschämte Racie Gobbin, Platz zu nehmen, eine Person, die schon zu verschiedenen Malen wegen schwerer Eigenthumsvergehen mehrlährige Zuchthausstrafen verbüßt. Frau Schulze hat früher bessere Tage gesehen, jetzt lebt sie von dem kleinen Reste eines ehemals bedeutenden Vermögens in stiller Zurückgezogenheit in Berlin. An einem Dezemberabend des vorigen Jahres wurde sie aufs höchst überrascht und erschrocken, als eine ihr aus der Kindheit her wohlbekannte Person, die Angeklagte Gobbin, unter den Zeichen der höchsten Angst und Unruhe ihr plötzlich einen Besuch machte und ihr mit fliegendem Alibem ausmänderte, daß sie etwas begangen, weshalb sie von der Polizei gesucht werde und deshalb sofort fliehen müsse. Ohne sich auf lange Fragen über die Art des Vergehens oder Verbrechen einzulassen, das die Schutzherrin begangen haben wollte, gewährte Frau Schulze derselben für die Nacht Unterkunft und begleitete sie am nächsten Morgen in der Frühe zum Anhalter Bahnhof, von wo die Flüchtige, nachdem ihre Ketterin sie noch mit ihrem Paß und einigen Geldmitteln ausgestattet hatte, das Weite suchte. Der Kriminal-Kommissar Schulz hatte aber nach einigen Tagen ausgeforscht, daß die von ihm gesuchte Gobbin der Frau Schulze einen Besuch abgestattet hatte und nahm die-ferhalb die letztere ins Gezielte. Diese räumte nach anfänglichem Leugnen auch ein, der Gobbin für eine Nacht Unterkunft gegeben zu haben, gab aber, um den Beamten auf eine falsche Fährte zu leiten, unrichtigerweise an, die Flüchtige sei vom Lehter Bahnhofe abgefahren, um nach einer kleinen, im Hannoverschen gelegenen Station zu fahren. Nachdem hinter der Gobbin erloschene Strafbrief seine Schuldigkeit gethan, mußten die falschen Angaben der Frau Schulze zur Kenntniß der Polizei-Behörde gelangen und letztere wurde wegen Begünstigung unter Anklage gestellt. Im Termine behauptete sie unter Thränen, daß ihr ein Bewußtsein von der Strafbarkeit ihrer Handlungsweise nicht innewohnen und sie lediglich der Regung des Mitleids mit einer alten Bekannten, deren anrüchliche Vergangenheit ihr fremd gewesen, gefolgt wäre. Ihr Verteidiger, Rechtsanwalt Sello, appellierte in warmer Weise an die Milde des Richterskollegiums, daß dieses unter Berücksichtigung der angeführten Milderungsgründe von einer Gefängnisstrafe — der Staatsanwalt hatte 14 Tage beantragt — Abstand nahm und nur auf eine Geldstrafe von 30 Mark erkannte. — Die Gobbin wurde übrigens wegen einer ganzen Reihe raffiniertester Schwindelereien zu sechs Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Das Pfand der Liebe. Wie man sich unter den Bewohnern derselben Flur erzählt, von welcher aus auch die Wohnung zu Sch.'s führte, hatten diese seit einigen Tagen wieder einen „möblirten Herrn“ — d. h. das freundliche Hinterzimmer, das seit einiger Zeit leer gestanden, was wieder vermietet.

Der neue Mieter hieß Eduard K., welchem Stande er angehörte, das konnte man mit Bestimmtheit nicht erfahren; er selbst hatte sich als Kaufmann polizeilich angemeldet, indes meinte Frau Sch., die aus langjähriger Erfahrung für „Garçons“ einen sicheren Blick hatte, daß er höchstwahrscheinlich einem anderen Stande angehörte. Sie schloß dies u. A. daraus, daß er häufig viele Altkleider nach Hause brachte, wie man sie eher in öffentlichen Bureaus, als in kaufmännischen Geschäften findet. Henriette, die älteste Tochter der Frau Sch., war der Meinung, der neue Mieter wäre mehr als er scheinen wollte; daß er Manches geheim zu halten beschrieb war, dafür zeugte der Umstand, daß er seine Koffer, den Kleiderschrank u. s. w. sehr sorgfältig unter Verschluss hielt.

Fräulein Henriette empfand für den bescheidenen jungen Mann ein lebhaftes Interesse. Sie war an Jahren und Verstand und wußte den Werth des Menschen zu beurtheilen. Unter den vielen Herren, die im Laufe der letzten zehn Jahre das freundliche Hinterzimmer bewohnt hatten, befand sich nicht ein Einziger, der ihr mit so zarter Verehrung entgegen gekommen war, wie der jüdische Mieter. Es blieb ihr nicht verborgen, daß eine innige Neigung in seinem Herzen Wurzel schlug, eine Neigung, die sich durch vielfache, freilich nur ihr verständliche Aeußerungen verriet. Unter anderem hatte er sie mit seinen schönen, sanften Augen so niederlagend angeschaut, als sie ihm eines Morgens außer dem Höflichen noch eine Buttersemmel zum Kaffe brachte, und jener lange Blick war tief in ihr liebebedürftiges Herz gedrungen.

Mehrere Wochen waren verfloßen und Eduard, der „möblirte Herr“, wurde nicht müde, seiner Verehrung für Fräulein Henriette durch den täglichen Genuß der überzähligen Buttersemmel einen rührenden Ausdruck zu geben. Eines Tages fand er auf seinem Tische einen Strauß frischer Blumen. „O, Fräulein Henriette“, sagte er, als er bald darauf im Entree begegnete, „wie liebenswürdig, wie aufmerksam sind Sie gegen mich. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeugen soll. Ohne den Preis zu erhöhen, haben Sie meine Frühstücksportion verdoppelt, es blieb Ihnen nicht verborgen, daß ich einen starken A —“ „O“, unterbrach ihn Henriette erwidert, „Sie dürfen offen mit mir sprechen, Sie können sicher sein, bei mir Verständnis zu finden. Meine Mutter ist eine alleinstehende Frau, die mir vollkommen freie Wahl läßt.“ — „O, dann möchte ich Sie bitten“, rief Eduard, indem er ihre Hand ergriff, die sie ihm willig überließ, „dann möchte ich Sie bitten, mir künftig noch eine zweite Semmel zu schenken.“

Henriette zuckte unmerklich zusammen. „Wiederholt erscheint Ihnen meine Bitte unbescheiden“, fuhr Eduard fort, „aber ich habe meine Gründe dazu.“ Er verbeugte sich respektvoll und ging. „Schade, daß sie gar so alt ist“, sagte er auf der Treppe, „wenn sie nur zehn Jahre jünger wäre, so könnte ich's vielleicht riskiren.“

Als Eduard Abends in der Stube saß, öffnete sich die Thür. Fräulein Henriette stand vor ihm, groß und hager, in voller Toilette. Eduard ward von ihr im Namen der Mutter zum bescheidenen Abendbrot, wie Henriette sagte, eingeladen. Er sagte zu und eine Viertelstunde später sah er in der guten Stube der Frau Sch. und ah für zwei. Fräulein Henriette ward nicht müde, ihn zu bedienen, und er vergalt ihre Güte mit der zartesten Aufmerksamkeit und den liebenswürdigsten Komplimenten. Und als er sich dann satt gegessen hatte, faltete er die Serviette zusammen und empfahl sich.

Die Einladungen wiederholten sich und schließlich waren sie gar nicht mehr nötig; Eduard erschien auch ohne dieselben fast jeden Abend pünktlich zu Tisch. Eines Abends, als Frau Sch., wie sie dies in letzter Zeit schon öfter gethan, wieder einmal erzählt hatte, wie sie sich gegen die Verheirathung ihrer Henriette gestraubt habe, daß ihr Widerstand aber jetzt gebrochen sei, hatte Eduard Messer und Gabel niedergelegt und starr auf den Teller geblickt. Bloslich wurde er durch einen lauten Saufzer aufgeschreckt. Henriette warf ihm einen schmachenden Blick zu und als gerade Frau Sch. einmal das Zimmer verließ, erzählte sie ihm flüsternd, daß Mama erklärt habe, sie könne ein heimliches Verhältniß nicht länger dulden und es läge gar kein Grund vor, daß Eduard mit einem offenen Gehändnisse noch länger zurückbleibe. Der junge Mann murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, aber Henriette schien den Sinn derselben sehr wohl zu verstehen, denn plötzlich fiel sie ihm mit einem Schauer des Entsetzens um den Hals. . . .

Eine Stunde später betrat er seine Stube; an einem Finger trug er einen schönen goldenen Ring — ein sinniges Angebinde der zarten Henriette. . . .

Zwei Tage sind verfloßen. Eduard hat sich soeben vom Lager erhoben und geht mit großen Schritten in sein Zimmer auf und ab. „Eine ärgerliche Geschichte“, spricht er vor sich hin, „wenn ich nur mit heller Haut davon käme. Das Schlimmste wird erst folgen, wenn ich die Miete bezahlen soll.“

Es wurde heftig angeklopft. — „Herein!“ — die Thür öffnete sich und der Kopf des Fräulein Henriette wird sichtbar — ihre Augen haben einen ungemein strengen Blick. „Mein Gott, was mag sie mit mir vorhaben“, murmelte Eduard erschrocken vor sich hin.

„Mein Herr“, begann Henriette mit bebender Stimme. „Mein Herr“, wiederholte Henriette, „ich habe Ihnen vor zwei Tagen ein Pfand meiner Liebe geschenkt — einer Liebe, die Sie nicht verdienen.“

„Ein Pfand Ihrer Liebe?“ fragte Eduard erstaunt. „So — Sie stellen sich, als hätten Sie das schon vergessen? Ich meine den Ring mit dem blauen Stein.“

„Ach ja — den Ring mit dem blauen Stein“, wiederholt Eduard, dessen Gesicht plötzlich erleuchtet.

„Wo haben Sie ihn?“ fragte Henriette streng. „Ich . . . ich kann im Augenblicke . . . wirklich nicht sagen.“

„Stammelte der arme Sünder.“

„Sie Dump!“ rief Henriette, „Sie sind entsetzt — Ihre ganze Erbarmlichkeit hat sich herausgestellt. Sehen Sie,“ fährt sie mit erhöhter Stimme fort und schwingt ein Papier in ihrer mageren Hand, „sehen Sie, ich habe den Pfandschein gefunden.“

Der Unglückliche hatte das „Pfand der Liebe“ verlegt und unvorsichtiger Weise den Pfandschein in der Tasche des Rockes stecken lassen, den sie eigenhändig ausbüttelte. —

Vor einigen Tagen erschien der junge Mann vor Gericht. Fräulein Henriette, die als Zeugin geladen war, schilderte in bedrückten Worten, welche Wohlthaten der Angeklagte in ihrem Hause genossen und wie er zum Dank dafür ihr Vertrauen in so schändlicher Weise mißbraucht habe. „Er hat sich nicht geschämt“, sagte ihre Mutter, die ebenfalls als Zeugin erschienen war, hinzu, „einen großen Theil unserer Ersparnisse aufzusuchen und schließlich ist er uns noch die Miete schuldig geblieben. Dieser Herr ist ein schamloser Betrüger, ein elender Verführer.“ — „Ja, ein Verführer der Unschuld“, stimmte Fräulein Henriette bei.

Der Angeklagte erzählt, wie er in Besitz des Ringes gekommen, und Fräulein Henriette muß allerdings zugeben, daß sie ihm denselben in einer schwachen Stunde an den Finger gesteckt habe. „Es liegt doch aber klar auf der Hand“, meint sie, „daß ich es nicht gethan habe, damit er ihn verlege.“

Das Gericht ist in dieser Beziehung allerdings vollkommen ihrer Meinung, nichtdestoweniger sieht es sich aber in der Lage, den Angeklagten freisprechen zu müssen.

Vereine und Versammlungen.

Den Mitgliedern der „Central-Kranken- und Sterbekasse der Fabrik- und Handarbeiter, b. V. eingetr. Hilfskasse zu Dresden, örtliche Verwaltungsstelle Berlin“, zur Nachricht, daß der Vorstand obengenannter Verwaltungsstelle sich genöthigt sieht, beauftragt General-Revision sämtliche Mitgliedsbücher einzuziehen und werden die Mitglieder ersucht, dem betr. Beamten in entsprechender Weise entgegen zu kommen, um denselben die Arbeit zu erleichtern. Gleichzeitig machen wir nochmals sämtliche Zahlstellen unserer Kasse bekannt. In den Zahlstellen können jeden Sonnabend Abend von 8—10 Uhr Beiträge entrichtet, sowie Aufnahmen vollzogen werden. 1. Reinsenstr. 93, bei Heilganz; 2. Andreassstr. 3, bei Stange; 3. Adalberstr. 74, bei Rausa; 4. Adlerstr. 25, bei Derog; 5. Brigwallstr. 14 (Roabit), bei Obst; 6. Weitzenburgerstr. 7, bei Nag; 7. Schaussestr. 78, Eck der Boyenstr.; 8. Müller; 8. Weintr. 23, bei Debel; 9. Lauffgstr. 52; Ecke der Staligerstr., bei Riese. 10. Mariendorferstraße 11, bei Busse; 11. Magdeburgerstr. 16, bei Hildebrandt; 12. Auguststraße 86, bei Holze; 13. Köllnische Fischmarkt N. 6, bei Schöberg. Außerdem werden noch in nächster Zeit zwei neue Zahlstellen eröffnet werden.

Die von der Kommission der Berliner Tischler zum Besten der Hinterbliebenen der auf der Grube Campenhäuser verunglückten Bergleute veranstaltete Matinee, zu welcher bereits die behörliche Genehmigung erteilt worden ist, findet am 1. Osterfesttag, Vormittags 11 Uhr, in der Philharmonie, Bernburgerstraße 22/23, statt. Eintrittskarten zum Preise von 30 Pf. und 50 Pf. sind noch zu haben bei Noedel, Oranienstraße 8, Benz, Bionstr. 23, Künzel, Blumenstraße 42, sowie am Sonnabend Abend von 6 Uhr Abends an bei allen Kassirern in den Zahlstellen der Kommission der Tischler.

München, den 1. April 1885. Mittheilung von Fr. Rohleder's Bureau in München. Vom 15. März bis 1. April sind weiter angemeldet 31 Fachvereine mit 3141 Mitgliedern. Im Ganzen wurden bisher angemeldet 229 Vereine aus 86 Städten und Distrikten, bei 190 derselben war eine Mitgliederzahl von 23 058 Mann konstatirt. In Zukunft wollen die vereint. Vorstände neben der Mitgliederzahl dem Bureau auf folgende Fragen möglichst genaue Auskunft geben:

- 1) Wie viel Berufsgenossen (Hilfspersonen, Gesellen, Lehrlinge u. s. w.) sind dort am Orte?
 - 2) Wie viel unter diesen jugendliche?
 - 3) Wie viel zur Zeit arbeitslos?
- Ausführliche Fragebogen können erst zur Verfertigung kommen, wenn die Kostendeckung durch den Beitritt der Mitglieder der Fachvereine gesichert ist.

Vermischtes.

Im Stala Theater zu Mailand gab jüngst der Baritonist Brogi Anlaß zu einem Skandal. Nach dem ersten Akt der „Puritaner“ bezeugte Brogi im Foyer des Theaters dem Feuilletonisten der „Lombarda“, Aristides Goldbaker, Brogi fragte denselben in freundlichem Tone, ob er die jüngste Kritik über „Favorita“ geschrieben habe. Dieser antwortete mit einem Ja, worauf Brogi ihm entgegenstürzte: „Dann sind Sie ein Dummkopf und ein Unverschämter!“ Goldbaker erwiderte die Beleidigung mit einer Ohrfeige und es kam zu einer Prügelei, welcher durch die Freunde der Brogi ein Ende gemacht wurde. Brogi wollte im zweiten Acte den Angriff erneuern, aber das Publikum rief ihm zu: „Genug!“ und drängte ihn zur Thüre hinaus. Die Stelle, die sich Signor Brogi verletzt fühlte, erhielt keinen anderen Vorwurf, als daß der Sänger in der Rolle des Königs Alfonso nicht immer sicher intonirt habe.

Briefkasten der Redaktion.

S. Wir hatten zwar sonst nicht viel von Ihnen, aber weil Sie es so gut meinen, wollen wir uns an dieser Stelle von Ihnen ruhig andichten lassen.

Dem Geburstags-Kind.
Ein Jahr schon alt! Wie die Monde steh'n!
Und schau, wie bist Du so wacker geblüh'n!
Was bist Du in diesem einen Jahr
Für ein strammes Büschlein geworden, — fürwahr!
Wie laust Du zur Welt so schlicht und so klein!
Wach' Zeitungstriebe wohl spottete Dein.
Und wäunte, Du wädest nicht lange bestehn,
Im Kampfe um's Dasein schnell untergeh'n.
Doch Arbeiters Hand hat losend geschwind
Empfangen das Proletarierkind,
Und hat es, ob's schlichtes Gewand auch trägt,
Mit Liebe gezeugt und mit Liebe gepflegt.
Er hat Dich in seinem „beschränkten“ Verstand
Als echten Bolschew und doch gleich erkannt,
Ob's rings auch mit lodendem Hiren erscholl
Und von Arbeiterfreundschaft überquoll.
Und drohte Dir rings auch Sturm und Gefahr,
Es mehrte sich schnell Driner Freunde Schaar
Und mit ihrer Zahl, da nahmst auch Du —
Ein kleines Wichtlein, — an Größe zu.
Und bald leate man dir, jubelnd!
Ein stierliches Sonntagssäcklein bei.
An dem die Männer, die holden Frau'n,
In Feiertunden sich gern erbau'n.
Run! so gedehle denn fort und fort,
Den Armen, Bedrängten ein Trost und Dort,
Kämpfst weiter mit Mut, der mit Klugheit sich paart,
Nur solches ist rechten Kämpfers Act.
Und kämpfst du so, — dann sei nur getroßt!
Sind deine Feinde auch drum erbost, —
Dann kannst Du fürwahr noch oftmals, wie heut,
Dein Geburstfest feiern mit Stolz und mit Freud.

Meine Herren:

Garderoben sind die anerkannt preiswerthesten der Welt. Sie verringern das Nützliche mit dem Angenehmen, sind dauerhaft, geschmackvoll und billig. Ich liefere:
Frühjahrs-Paletots von 15—36 Mk.
kompl. Anzüge „ 24—50 „
Beinkleider u. Westen „ 5—20 „
Bestellungen nach Maß innerhalb 12 Stunden. Durch größtes Lager größte Auswahl nach Federmanns Bunich. 700

Alle Mann zu Fuß.

148 Moritzplatz 148.

Möbel- und Polsterwaaren.
Fabrik von A. Schulz, Wasserhorst 34, empfiehlt nur reelle Möbel unter Garantie. Auch Theilzahlung. 637

Möbel jeder Art werden billig und sauber aufpolirt
Forststr. 52, Quergebäude 4 Tr. rechts.
667

Geschäfts-Prinzip:

Kleiner Nutzen. Großer Umsatz.

Der liebe Gustav Schulze

Schuhmachermeister

SO. Oranienstraße 5 SO.

Zur schlanken 5

empfiehlt seine seit 25 Jahren von dem größten Theil der Bevölkerung Berlins anerkannten, bestrenommirten

Schuh- und Stiefel-Waaren

zu den solidsten Preisen und bietet alle Freunde und Bekannte, sowie eine werthe Nachbarschaft zum bevorstehenden Osterfest um ihren werthen Besuch.
Hochachtungsvoll

665 Gustav Schultze.

Uhren-Fabrik

G. Scharnow

152 Oranienstrasse 152, Ecke Moritzplatz,
empfiehlt sein Lager alle Arten Uhren, als
Gute gebr. Silberne Gold. Damenuhr v. 25 R. an
Cylinder-Uhren 8 R. Gold. Herren-Rem. v. 55 R. an
Neue silb. Cylinder. Orn.-Talmi-Ketten v. 2 R. an
Uhren (abgg.) v. 15 R. an Damen-Ketten mit
do. Remontoir v. 14 R. an Quaste v. 4 R. an
Silb. „ „ Uhren v. 25 R. an Eine Cylinder-Uhr
do. Remontoir v. 35 R. an reinigen 1,50 R.
Regulator 14 T. p. v. 15 R. an Eine neue Feder 1,50 R.
Gute Schwarzw.-U. v. 4,50 R.
Für jede bei mir gekaufte und reparierte Uhr leiste 2 Jahre schriftliche Garantie. 669

Fuß- und Modewaarengeschäft
M. Granzow,

Nr. 32. Brangel-Strasse Nr. 32,
empfiehlt sämtliche in dieses Fach einschlagende Artikel zu billigen Preisen bei solider Ausführung. Strohhüte werden gewaschen, gefärbt und modernisiert. 582

Ein Hausdiener für Schanzgeschäft findet sofort Stellung.
693 Stramm, Staligerstraße 18.

